

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

X. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1930

Heft 10

Der Weg aus dem Wirrsal.

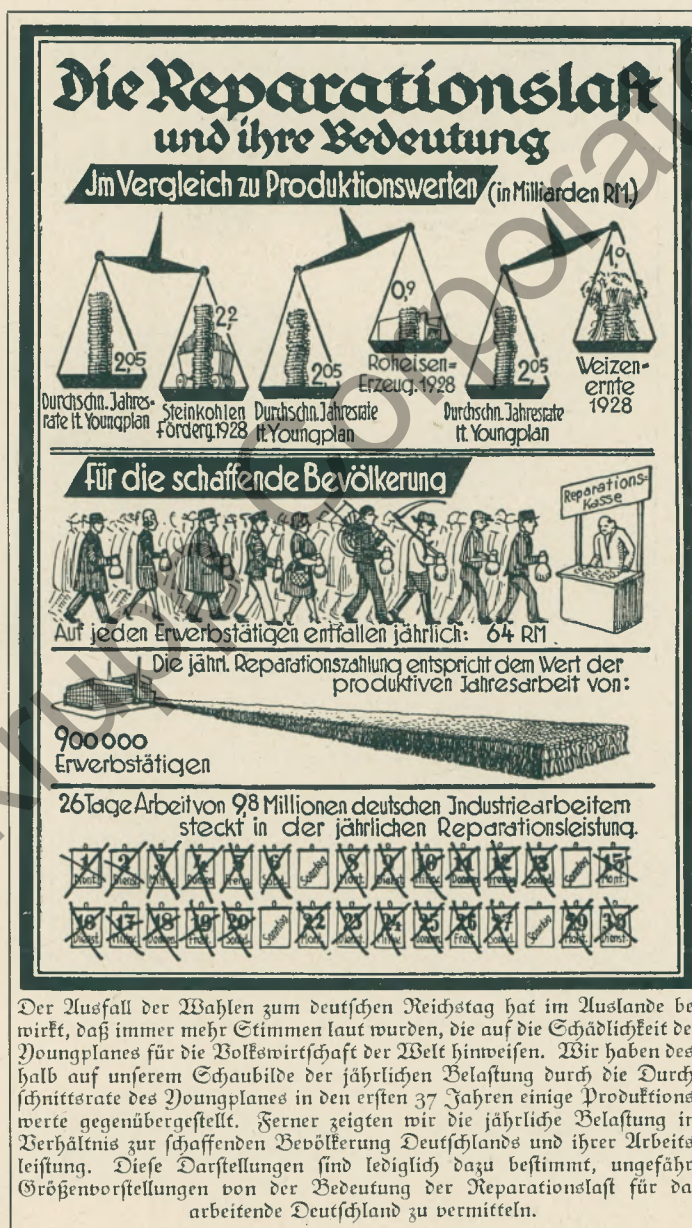
Die allmähliche Zuspitzung der Wirtschaftskrise und ihre Folgeerscheinungen haben, so widerspruchsvoll es auf den ersten Blick klingen mag, ein Gutes gehabt: solange von den Auswirkungen nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, nämlich die im Arbeitsprozeß Überzähligen und daher „Ausgesteuerten“ davon betroffen wurden, waren die Diskussionen über das Thema im größten Teil unseres Volkes mehr oder weniger platonischer Art. Gewiß, man bedauerte die davon Betroffenen, man stritt sich über Möglichkeiten, durch Arbeitsdienstpfllicht, Notstandsarbeiten oder Arbeitsstreckungen vielleicht doch einen Teil der Arbeitslosen beschäftigen zu können, man protestierte gegen die Erhöhung der Abzüge zur Erwerbslosenfürsorge, aber ganz allgemein überwog doch das beruhigende Gefühl: Du bist noch in den Arbeitsprozeß eingegliedert, du hast dein einigermaßen gesichertes Ein- und Auskommen, die viertel-, halb- oder einprozentige Erhöhung der Abgabe zur Erwerbslosenfürsorge ist gerade nicht angenehm, aber trifft dich nicht sehr empfindlich, also: zu einem wirklich ernsthaften Nachdenken lag „eigentlich“ keine Veranlassung vor.

Diese passive, psychologisch verständliche Einstellung wich mit einem Schlage, als die Schlüsselindustrie, d. h. Bergbau und eisen-schaffende Industrie, gefragt von der Erkenntnis, daß es auf dem bisher eingeschlagenen Wege der Arbeitsstreckung und Arbeiterentlassung nicht weitergehen könne und unbedingt erforderlich sei, einen neuen Kurs ein-

zuschlagen, ihre Erkenntnis in die Tat umsetzte. Im gleichen Augenblick wurde das Problem, dessen Auswirkungen bisher nur die — äußerlich gesehen — Gegenpole wirtschaftlichen Schaffens, nämlich die industrielle Reservearmee und die verantwortlichen Leiter der industriellen Betriebe unmittelbar gespürt hatten, zum Brennpunkt allgemeinen Interesses.

So erfreulich und dankenswert aber das Ringen um die Lösung des Problems auf unbeschwerter und unvoreingenommener wissenschaftlicher Plattform ist, so gefährlich und verhängnisvoll können sich Meinungsverschiedenheiten über grundsätzliche Fragen unter den unmittelbar Beteiligten auswirken. Führen sie doch, ganz zwangsläufig, nicht nur zu einem Nachlassen der Arbeitsintensität und damit zu einer sinkenden Leistungskurve, sondern auch zu einer schweren Erschütterung des arbeitgemeinschaftlichen Gedankens. Eine derartige Belastungsprobe des unbedingten Vertrauens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern kann aber die deutsche Wirtschaft, die von Tag zu Tag mehr zu einer Schicksalsgemeinschaft wird, heute weniger denn je vertragen.

Erste Voraussetzung für den Bestand und die Lebensfähigkeit einer Schicksalsgemeinschaft ist das gemeinsame Wissen um das Fundament, auf dem sie sich aufbaut, und die Kenntnis der Erschütterungen, von denen sie bedroht ist. Um dieses Wissen und diese Kenntnis ist es jedoch kläglich bestellt. Anstatt sich zu bemühen, den



Der Ausfall der Wahlen zum deutschen Reichstag hat im Auslande bewirkt, daß immer mehr Stimmen laut wurden, die auf die Schädlichkeit des Youngplanes für die Volkswirtschaft der Welt hinweisen. Wir haben deshalb auf unserem Schaubilde der jährlichen Belastung durch die Durchschnittsrate des Youngplanes in den ersten 37 Jahren einige Produktionswerte gegenübergestellt. Ferner zeigten wir die jährliche Belastung im Verhältnis zur schaffenden Bevölkerung Deutschlands und ihrer Arbeitsleistung. Diese Darstellungen sind lediglich dazu bestimmt, ungefähre Größenvorstellungen von der Bedeutung der Reparationslast für das arbeitende Deutschland zu vermitteln.

eigentlichen Gründen der deutschen Wirtschaftsnot nachzuspüren, beschränkt man sich darauf, Einzelsymptome festzustellen, über die Mittel zur Behebung nebensächlicher und zweifelhafter Begleiterscheinungen zu disputieren und — Wirkung und Ursache zu verwechseln. Anstatt zu erkennen und bekennen: Wir haben seit mehr als zehn Jahren nach jeder Richtung hin über unsere Verhältnisse gelebt, weil wir uns über unsere wahre Lage hinwegtäuschten oder in unbegründetem Optimismus eine Besserung ohne eigenes Zutun erhofften.

Befangen in den Vorstellungen einer überwundenen Inflationszeit, operierte man — ganz gleich, ob es sich um Reparationslasten, Auswirkungen einer Lohnerhöhung oder um Erhebung einer neuen Steuer handelte — mit Millionen und Milliarden, ohne sich eine Vorstellung von den Auswirkungen dieser Belastungen zu machen. Oder ist man sich allgemein darüber klar, daß z. B. die Summe von 7,08 Milliarden Mark (2,05 Milliarden durchschnittliche Jahresrate der Reparationen, 2,5 Milliarden voraussichtliche Ausgaben für das Erwerbslosenheer, 2,53 Milliarden neue Steuern und Abgaben seit Januar dieses Jahres ohne Zuschläge zur Arbeitslosenversicherung) der Jahresarbeitsleistung von über drei Millionen Arbeitern entsprechen? Oder weiß man weiter, daß die 27 Milliarden Mark, die Reich, Länder und Gemeinden für das Jahr 1930 für sich in Anspruch nehmen, ziemlich genau der Hälfte des auf 52,5 bis 55 Milliarden geschätzten Volkseinkommens aus 1929 entsprechen, daß mit also alle, ganz gleich ob es sich um Arbeiter, Angestellte, Beamte oder Industrielle handelt, nur den halben Ertrag unserer Arbeit für uns behalten dürfen, während die andere Hälfte in Gestalt von Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben in die öffentliche Hand fließt?

Vergebens ist immer wieder von einsichtiger Seite vor den Folgen gewarnt worden, die einmal eintreten mußten.

Gleich als ob man mit Blindheit geschlagen sei, übersah

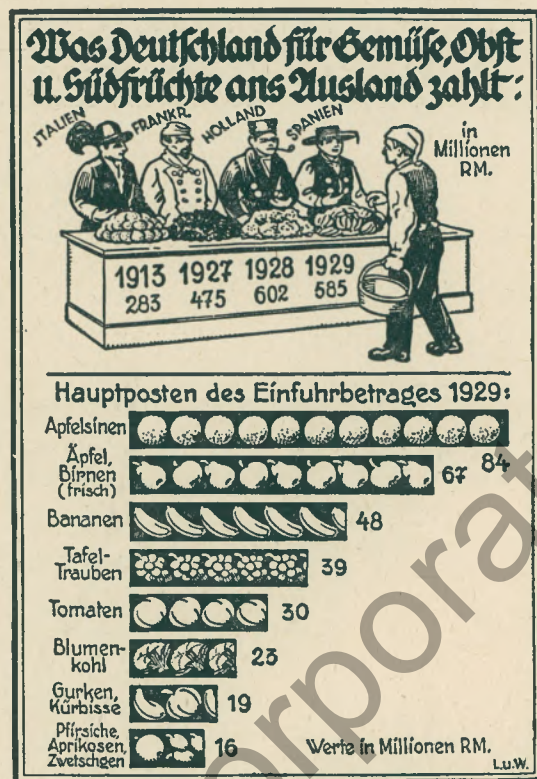
man, daß alle Steuern und Zölle und Abgaben letzten Endes nichts anderes bedeuteten als eine ständige Erhöhung der Selbstkosten der deutschen geistvollsten Rationalisierung der Betriebe und Betriebsmittel nicht ausgeglichen werden konnte und daher zwangsläufig neben anderen Auswirkungen eine Steigerung des deutschen Preisniveaus im Gefolge haben mußte. Und zwar eine Steigerung, die bei der Unmöglichkeit einer kleinen Herabsetzung irgendeines anderen Selbstkostenfaktors über der jeweiligen Lohnerhöhung lag. Das bedeutete aber, aus einer anderen Blickrichtung gesehen, nichts anderes als Absatzstockung im In- und Auslande, Verschärfung des Konkurrenzkampfes, Arbeitsstreckung, Auscheiden der wirtschaftlich schwächeren Betriebe, Zunahme der Arbeitslosigkeit und damit erneute Erhöhung der sozialen Lasten.

Man greift sich heute an den Kopf bei dem Gedanken, daß dieses wirtschaftliche Einmaleins zehn Jahre um seine Anerkennung gerungen hat, und daß vor einem halben Jahre noch die eifenschaffende Industrie von überallher, nicht nur von der Arbeitnehmerseite, angegriffen wurde, als sie mit ihrer entschiedenen Abkehr von der bisherigen Lohn- und Wirtschaftspolitik den ersten entscheidenden Schritt zur Neuorientierung tat. Die Äußerung des Reichsarbeitsministers Stegerwald vom 1. Oktober, wonach „heute in allen Kreisen, die diese Dinge nicht agitatorisch behandeln, Meinungsübereinstimmung darüber besteht, daß der bisher beschrittene Weg falsch war, daß nunmehr weitgehend zum Ausgangspunkt zurückgekehrt werden muß“, zeigt deutlich die seitherige Wandlung in der öffentlichen Meinung.

Mit der Erkenntnis allein aber ist es nicht getan. Es genügt nicht, Forderungen aufzustellen, es ist vor allem notwendig, sie an sich selbst zu erfüllen. Das

gilt nicht nur für die berufenen Reichs- und Staatsorgane, die gegebenenfalls den Mut zur Unpopularität aufbringen müssen, das gilt in ebenso hohem Maße für den Einzelnen, der einsehen muß, daß Opfer notwendig sind.

W. D.



In der Nachkriegszeit steigt der Verbrauch von Obst und Gemüse in Deutschland von Jahr zu Jahr. Da der deutsche Gartenbau dem Massenbedarf zunächst nicht gewachsen war, war eine Überschwemmung des Marktes mit ausländischen Erzeugnissen die Folge. Deutschland, das im letzten Vorkriegsjahr für ausländisches Gemüse nur 40,8 Millionen ausgab, wendete im Jahre 1929 nicht weniger als 137,9 Millionen für diesen Zweck auf. In gleicher Weise stieg die Einfuhr von Obst und Südfrüchten. Um die schwer vorstellbaren Millionenbeträge auf leicht faßliche Größen zurückzuführen, sei hier angegeben, was der deutsche Verbraucher im Jahre 1929 täglich aus Ausland gezahlt hat: für Gemüse 378 000 RM., für Äpfel und Birnen 184 000 RM., für Apfelsinen 230 000 RM., für Bananen 132 000 RM. Wohlgedenkt, diese Zahlen sind pro Tag berechnet. Ein gewisses Maßhalten dürfte hier angebracht sein, und vor allem wird es darauf ankommen, die Einfuhr solcher Gartenbauerzeugnisse, die auch im Inland hergestellt werden können, mehr und mehr entbehrlich zu machen. Nur auf diese Weise wird die deutsche Wirtschaft gesunden können.



Lichtbild: Mauritius.

Hauptschacht der Errington Grube bei Chelmsford (Ontario).

Amerikanischer und deutscher Bergbau.

Von Dr.-Ing. W. Koelen, Essen.

Amerika fördert jährlich etwa 550 Millionen Tonnen Kohle, die Ruhr kam im Jahre 1929 auf rund 123,5 Millionen Tonnen, der amerikanische Förderanteil je Mann und Schicht beträgt etwa 5 Tonnen, derjenige des Ruhrbergmanns 1,278 Tonnen! Woher dieser krasse Unterschied: die Schichtleistung drüben viermal so hoch, die Förderung selbst fast das Fünffache! Daß nicht Unfleiß unserer Bergarbeiter die Schuld an diesem Mißverhältnis trägt, weiß jeder, der die Arbeit unserer Kumpels kennt.

Welche Gründe sind es, die in Amerika eine solch riesige Förderung und einen so unvergleichlich hohen Förderanteil ermöglichen, wodurch das Land jenseits des großen Teiches in Wahrheit zum Lande der billigsten Kohle wird?

Um die Ursachen hierfür zu erforschen, habe ich eine längere Reise durch den Bergbau der Vereinigten Staaten von Amerika gemacht, wobei ich meine Aufmerksamkeit darauf konzentrierte, in jenem Lande das zu suchen, was technisch und wirtschaftlich auf den Bergbau an der Ruhr übertragen

werden kann. Hierbei kam ich zu außerordentlich interessanten und wichtigen Feststellungen.

Der Hauptgrund für den auffallenden Unterschied in der Förderung und in den Einzelleistungen liegt einmal in der Natur des Vorkommens in Amerika und an der Ruhr und weiter in den Verhältnissen, die der Mensch als einzelner und in der Gesamtheit sich selbst schafft.

Die geologischen Bedingungen, welche für die Gewinnbarkeit der Kohle von ausschlaggebender Bedeutung sind, wechseln zwar in den einzelnen amerikanischen Revieren, jedoch ist vorherrschend eine außerordentlich regelmäßige mehr oder minder horizontale Ablagerung.

Durch die im allgemeinen hervorragende Ausbildung des Nebengesteins wird eine Unterstützung des Hangenden, wie sie der europäische Bergbau anwenden muß, vielfach unnötig, und die Anwendung von Kohलगewinnungs- und Kohlenlademaschinen wird gefördert. Beeinträchtigt ein schlechtes Nebengestein nur selten die Güte der Kohle, so

ist weiter unterscheidend gegenüber den Verhältnissen an der Ruhr, daß durchweg die Kohle in reiner Beschaffenheit aufgeschlossen ist, so daß ihre Aufbereitung in der Wäsche nur in seltenen Fällen notwendig wird, während an der Ruhr die gesamte Förderung ausgeklaubt werden und zu Dreiviertel der Menge durch die Aufbereitung gehen muß.

Das Kohlengebirge tritt fast überall zutage und meist auch die Flöze. So beträgt die durchschnittliche Teufe für den amerikanischen Weichkohlenbergbau 80 Meter, für die Anthrazitgruben 130 Meter, dagegen für die Ruhrzechen 630 Meter. Dieser Tiefenunterschied erklärt die günstigen Vorbedingungen der amerikanischen Wetterführung und Wasserhebung, trägt auch zu geringerer Bedeutung von Kohlenstaub und Schlagwettern bei.

Ein weiterer bedeutender Unterschied in der geologischen Beschaffenheit liegt darin, daß in Amerika die Flöze vielfach eine Mächtigkeit von zwei bis zweieinhalb Meter aufweisen, während wir an der Ruhr uns in Flözen von einer gewogenen mittleren Mächtigkeit von wenig mehr als ein Meter bewegen!

Das Streckennetz ist in Amerika fast ausschließlich in der Kohle entwickelt, so daß die Gesamtarbeit auf vielen Gruben in dem Sinne produktiv ist, als sie sich nur auf Hereingewinnung und Fortschaffen der Kohle bezieht.

Aber auch auf gleiche geologische Verhältnisse zurückgeführt, würde sich für den amerikanischen Bergbau noch eine höhere Schichtleistung ergeben, denn die Kohलगewinnungsmaschine und die Lademaschine unterstützen ihn in weit größerem Umfange, als es an der Ruhr der Fall und vielfach auch möglich ist. In Amerika werden 75 % der Förderung mit Schrämmaschinen hereingewonnen und mittels Schießarbeit ladefähig der Lademaschine bereitgestellt. Kein Ausbau steht der Maschine hindernd im Wege, und kein Schießverbot erschwert die Gewinnung. An der Ruhr gewinnen wir mehr als 88 % der Förderung mit Abbauhämmern. Der Abbauhammer bleibt aber ein Werkzeug, das in der Hand des einzelnen sitzt und nicht, wie die Schrämmaschine, die Hereingewinnung für eine große Anzahl von Arbeitern übernimmt. Die Schrämmaschine kann aber, zum Teil durch die Gebirgsbeschaffenheit, regelmäßig aber durch bergpolizeiliche Vorschriften beengt, nicht zur Auswirkung gelangen, da der Ausbau am Kohlenstoß ein ununterbrochenes Laufen der Maschine nicht zuläßt. Das gleiche Hindernis steht der Lademaschine im Wege. Hier sitzen die stärksten Hemmnisse, die sich einer Mechanisierung unseres Kohlengebirges entgegenstemmen.

Doch auch damit allein werden die amerikanischen „Schichtleistungen“ nicht erreicht, da der Amerikaner diesen Begriff in unserem Sinne nicht kennt.

Auf Grund der tariflichen Abmachungen ist für den Ruhrbergbau die Schichtzeit unter Tage mit sieben Stunden zuzüglich einer Stunde Mehrarbeit, also mit acht Stunden, festgelegt für die Zeit zwischen dem Betreten des Förderkorbes bei der Anfahrt und seinem Wiederbetreten bei der Ausfahrt. Diese achtstündige Schichtzeit schließt also an der Ruhr und in Deutschland die Zeit ein für die Seilfahrt, den Weg in der Grube bis zur Arbeitsstelle und wieder zurück bis zur Ausfahrt, ebenfalls die Zeiten für Frühstück und sonstige Pausen. Nach Abzug dieser Weg- und sonstigen Verlustzeiten verbleibt eine effektive reine Arbeitszeit vor den Betriebspunkten an der Ruhr von durchschnittlich nur noch sechs Stunden und fünfzehn Minuten nach einwandfreien Erhebungen, die von allen Zechen des Ruhrbezirks angestellt worden sind.

Im amerikanischen Bergbau versteht sich aber in Fällen, die für die Belegschaft am günstigsten liegen, die reine Arbeitszeit auf acht Stunden vor der Abbaufront. Eine Schichtzeit in unserem Sinne kennt, wie gesagt, der ameri-

kanische Bergbau nicht. Sie würde sich in den für den Arbeiter günstigsten Verhältnissen auf neun Stunden stellen. Diese für den amerikanischen Bergmann günstigsten Arbeitszeitbedingungen, die also gegenüber unseren Bergleuten eine Schlichterstellung von wenigstens mehr als einer Stunde für den amerikanischen Bergmann bedeuten, werden nur in ganz wenigen Bezirken angetroffen, die von der Natur aus entweder mit besonders ausgezeichneten Abbaubedingungen begünstigt sind oder wie im Anthrazitabbau eine Kohlenqualität liefern, für die der Verbraucher die volle Last in den Preisen trägt. In weniger günstigen Fällen beträgt die Arbeitszeit bis zu zehn Stunden und mehr!

Dabei hat auch der Lohn inzwischen seine Anpassung erfahren. Beträgt er etwa auf den guten Zechen im Illinoisbezirk sieben Dollar für den Gedingehauer, so findet man für die gleiche Arbeit bei wesentlich verlängerter Schichtzeit in den genannten Bezirken vier bis fünf Dollar. Die vielfach genannten Spitzenlöhne von zehn Dollar und mehr werden nur von wenigen Spezialarbeitern verdient, so von den Führern von Schrämmaschinen und Lademaschinen. Hier ist aber der Begriff der Schichtzeit erst recht schwankend. Diese Leute bearbeiten an einem Tage so viel Betriebspunkte, wie sie für die betreffende Arbeit vorbereitet finden, und es ist dann keine Seltenheit, wenn diese Mannschaften auch länger als zwölf Stunden an einem Tage produktiv tätig sind.

Werden die Förderleistungen je Mann und Schicht im amerikanischen Bergbau unter Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse auf Arbeitszeiten zurückgeführt, die wir in Deutschland und im Ruhrbezirk haben, so ergeben sich nur noch Spamen, die bergmännisch ohne weiteres aus der Verschiedenheit der geologischen Vorbedingungen und der möglichen bergmännischen Gewinnungsmethode aufzuklären sind.

Schmerzlich nimmt man das Bewußtsein mit nach Hause, daß an der Ruhr ungezählte Millionen von Tonnen durch die unbedingt notwendige Stilllegung von Zechen der Nutzbarmachung verlorengehen müssen, weil es unter den bestehenden Arbeitszeitgesetzen der Belegschaft unmöglich gemacht ist, die ihnen liebgewordene Arbeitsstelle vor dem Untergang durch Mehrarbeit zu retten. Wiederholt wurde auf inzwischen stillgelegten Schachtanlagen den Betriebsvertretungen das Angebot gemacht, durch eine Verlängerung der Arbeitszeit um eine halbe Stunde den Betrieb lebensfähig zu erhalten, leider ohne Erfolg.

Wir sehen im amerikanischen Bergbau nicht dieses starre Festhalten an dem Begriff der Schicht und der Arbeitszeit. So wie es der Markt verlangt, so wie es die Maschine erfordert und der jeweilige Stand der Grube und des Einzelbetriebspunktes, so paßt sich die Belegschaft den Verhältnissen an. Die teure Maschine muß ausgenutzt werden, deswegen muß sie in Lauf gehalten werden. Sind an einem Tage unvermeidliche Störungen eingetreten, so wird der Ausfall am nächsten Tage nachgeholt, und keine Bestimmung hindert die Mehrarbeit und damit den Arbeiter, zu höherem Einkommen zu gelangen. Die Zechen wird nicht bei größerem Absatz veranlaßt, neue Arbeitskräfte einzustellen und diese wieder bei sinkender Konjunktur zu entlassen. Die Stammbeflegschaft sorgt in den vorübergehenden Zeiten des Mehrabsatzes für die Deckung des Bedarfes.

Man hindere nicht unseren um den Absatz schwer ringenden Bergbau, zum mindesten die wenigen Möglichkeiten, die ihm unsere stark einschränkende Arbeitszeitgesetzgebung noch gibt, auch ausnützen zu können! Man lasse unsere Belegschaften in größerer Freiheit über Arbeitskraft und Maschine verfügen! Dann halten wir nicht nur die Beschäftigungsmöglichkeit der vorhandenen Belegschaft, sondern erwerben verlorene Märkte zurück und geben Tausenden, die im Niedergang der Kohle ihr Arbeitsfeld verlassen mußten, wiederum Beschäftigung.



Ein charakteristisches Beispiel neuer Industriebaukunst.
Der Gichturm der Zentralkokerei „Nordstern“ der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.
Erbauer: Dipl.-Ing. Fritz Schupp und Dipl.-Ing. M. Krenner, Berlin.

Industriebaukunst.

Von Dipl.-Ing. R. Baeth.

Mit drei Bildern aus dem Werk „Architekt gegen oder und Ingenieur?“ *

Die Urmutter aller Künste ist die Baukunst; sie ist Ausdruck der menschlichen Empfindungen, von ihr verlangen wir, daß sie würdig das widerspiegelt, was uns wichtig und wertvoll erscheint. Ob sie gewaltige Dome und Paläste, Fabriken oder Arbeiterstädte entstehen läßt, immer handelt es sich bei ihr darum, vorhandene, teils gesetzmäßige Beziehungen richtig zu erfassen, um sie dann, den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragend, in Erscheinung treten zu lassen. Denn alles baukünstlerische Schaffen besteht letzten Endes darin, aus gegebenen Bedingungen, unter Zuhilfenahme von schöpferischer Phantasie, den Zweckbau zum Kunstbau zu formen. So bedeutet der Begriff „Baukunst“ weiter nichts als solches bauliches Schaffen, das die Aufgaben aus praktischen Bedürfnissen heraus so löst, so formt, daß sie ihrem Zweck entsprechen und gefallen.

Was hat uns in diesem Gedankengang der Begriff „Industriebaukunst“ zu bedeuten? Gewiß steht fest, daß nicht nur

der Fachmann, sondern auch die Allgemeinheit immer mehr für das gute Gestalten unserer Fabrikbauten Interesse zeigt. Es wird sich also lohnen, zu untersuchen, festzustellen, wie zu erreichen ist, daß unsere Industrieanlagen eine ästhetisch befriedigende Erscheinungsform aufweisen und inwieweit hierfür Anhaltspunkte, feststehende Regeln und Hinweise zu geben sind.

Bei diesem ganzen Betrachten mag uns klar vor Augen stehen: Eigentliche Vorbilder für die Gestaltung von Industriebauten sind die Schöpfungen früherer Bauperioden nicht. Sie geben nur insofern Anhaltspunkte für unser heutiges Bauschaffen, als die alten Bauwerke immer Eigenheit und Charakter aufweisen. Sie sind somit die verkörperte Seele des jeweiligen Gestaltungswillens der Menschen und spiegeln damit auch den Rhythmus ihrer Zeit wider. Wohl träumen wir noch von engen und lieblichen Gassen, von stillen Winkeln und lauschigen Plätzen; doch dieses ist alles von einer früheren Zeit geschaffen und paßt nicht mehr in den Rhythmus, in das Getriebe unserer Tage. Unsere Zeit ist ernst geworden

* Verlag „Die Baugilde“, Berlin.

und hat ihr eigenes, gegen früher so ganz verschiedenes Gesicht. Größte Wirtschaftlichkeit und höchste technische Vollkommenheit sind ihre Kennzeichen. Da erscheint es eigentlich als ganz selbstverständlich, daß unsere Bauten und ganz besonders die Industriebauten, die doch die Symbole dieses Zeitalters sind, den Rhythmus des rast- und ruhelosen Schaffens, die angestrenzte Arbeit unserer Lage erkennen lassen müssen. Zudem zwingt die wirtschaftliche Lage den Architekten wie den Bauherren mehr als je, mit den Geldmitteln sparsam umzugehen, wodurch ohnehin schon eine Annäherung an die genannte Baugesinnung bedingt wird.

So sucht denn der Industriebau überall nach neuen Ausdruckslinien, man besinnt sich seiner selbst und versucht, ohne Nachahmerei Eigenes zu schaffen und zu bilden. Doch fehlt vielen Industriebauten immer noch das eigene Gesicht, die typische Note, die dem Gebiet rastloser Arbeit eigentlich ein ganz besonderes Gepräge geben müßte. Unsere Gegenwart mit ihrem gesteigerten Daseinskampf verlangt von selbst Formen, die dieses angespannte Schaffen und Streben verkörpern. Unterschied man daher früher die Ingenieurästhetik von der des allgemeinen bürgerlichen Bauens, so geben uns heute die konstruktiven Linien, die technischen Konstruktionsformen sowie die neuen Baustoffe die Grundidee zu unseren gesamten Architekturformen. Die Zweckform soll Ziel und Richtung für unser heutiges Architekturgestalten sein, sie aber allerdings nicht ausschließlich beherrschen. Unser künstlerisches Arbeiten besteht also darin, aus den gegebenen Bedingungen Formen entstehen zu lassen, die den Zweck und die Konstruktion des Gebäudes sowie die Eigenart der gewählten Baustoffe nicht nur klar und deutlich erkennen lassen, sondern in erhöhtem Maße auch die Ideen dieser Forderungen zum Ausdruck bringen. Deshalb wird sich eine unter Beachtung dieser Gesichtspunkte erdachte und entstandene Form als Kunstform äußern, im Gegensatz zu dem früheren Bauschaffen, das eine vorhandene Stilform wesenlos dem betreffenden Gebäude aufzwängte. War früher das Gehäuse um die Maschine nur ein notwendiges Übel und versuchte man ursprünglich, aus einer gewissen Hilflosigkeit heraus, diese nackte Rußform mit entlehnten Stilformen sinnlos zu verzieren, so versuchen wir heute mit allen Kräften,

den Bau organisch aus den in der Aufgabe gestellten Bedingungen sich entwickeln zu lassen zu Gebilden, die sich nicht aus einer Summe von Einzelformen zusammensetzen, sondern als organische Einheit eine ästhetisch befriedigende Erscheinungsform aufweisen. Damit wird erreicht, daß die Gebäude ein Gesicht zeigen, das dem Arbeitsvorgang, der sich innerhalb des Baues abspielt, entspricht und den Rhythmus der Technik wiedergibt.

So bedeutet das heutige Ringen der Industriebaukunst um ihre Ausdrucksform im Grunde genommen nur ein Suchen nach der richtigen Hülle für die Maschine, deren Schönheit wir bereits bewundern, und die Aufgabe, vor die jeder Industriebau am letzten Endes stellt, besteht in der richtigen Lösung des obengenannten Problems. Dazu ist aber erforderlich, die Wesensart, den Arbeitsvorgang der Maschine zu erforschen, um aus dem so gewonnenen Bild, aus dieser Sachlage den Grundriß und danach die äußere Hülle zu formen. Damit wird gleichzeitig erreicht, daß die einzelnen Bauten, deren maschinelle Einrichtungen den verschiedensten Bedürfnissen genügen, den Ausdruck und die Formgebung bekommen, die gerade für den entsprechenden Bau kennzeichnend sind. Es kommen damit auch die Werte, die in den Bauten enthalten sind, äußerlich richtig zur Geltung.

Die erste Bedingung für die Gestaltung aller Industriebauten ist also das Schaffen klarer und übersichtlicher Grundrisse, damit aus ihnen die der Organisation des Innern entsprechende Raumform entstehen kann. Das Charakteristische der Maschine, ihre Größe, ihre Höhe und ihre Bewegung sind dabei von wesentlichem Einfluß. Das tiefe Erfassen dieser Begriffe läßt Formen finden, denen eine besondere Eigenart des Ausdrucks anhaftet, die Rhythmus und Maßstab besitzen und einen harmonischen Zusammenklang zwischen Maschine und Raum wiedergeben, eine Empfindung, die wir als schön bezeichnen. Die Raumform ist auch unter Berücksichtigung der konstruktiven Zweckmäßigkeit des Baukörpers zu durchdenken, wobei die gewählten Materialien, das gewählte Konstruktionsystem und die Art des Gerippes der Tragkonstruktion für die gesamte Formgebung mitbestimmend sind. Alle im Innern etwa erforderlichen baulichen Anordnungen sind so vorzunehmen, daß sie nur den an sie gestellten Anforderungen genügen.



Benzolfabrik der Zentralkokerei „Alma-Pluto“.
Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.
Architekt: Dipl.-Ing. Fritz Schupp und Dipl.-Ing. Martin Kremmer.

Damit wird gleichzeitig erreicht, daß der Raum die richtige und dem Zweck des Gebäudes entsprechende Aufteilung und Gliederung erhält, wobei alle unnötigen und nicht formgerechten Verzierungen unbedingt zu vermeiden sind. Zu erwähnen ist ferner noch, daß für Räume, soweit es erforderlich ist, ein sauberer und freundlicher Anstrich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, da dieser zur Hebung der Arbeitsfreudigkeit der die Maschinen bedienenden Leute wesentlich beiträgt.

Die Lage der Bauten unter sich ist nicht nur allein aus betrieblichen Gründen, sondern auch für das äußere Erscheinen einer Anlage von Wichtigkeit. Unnötige und unschöne Überschneidungen der einzelnen Gebäude sind daher zu vermeiden, damit die Bauwerke auch als Gesamtheit gut in Erscheinung treten. Geringe Betriebskosten und erhöhte Leistungsfähigkeit bedingen eine richtige und zweckmäßige Anordnung der Gebäude, die Krafterzeugungs- und Kraftverteilungsstellen enthalten; ebenso ist bei der Errichtung der übrigen Bauten darauf zu achten, daß der Fabrikationsgang sich in der Lage der Bauten ausdrückt, und daß ferner die betrieblich zueinander gehörenden Arbeitsstätten unter Anpassung an den Betriebsweg sowie den Einzelarbeitsvorgang möglichst nahe beieinanderliegen, damit sie von den Arbeitern ohne große Zeitverluste leicht und schnell zu erreichen sind. Selbstverständlich ist hierbei die spätere Erweiterungsmöglichkeit der Anlagen nicht außer acht zu lassen. Es muß vielmehr von Anfang an eine Aufteilung erstrebt werden, die auch eine spätere erste Erweiterung ohne große An- und Ausbauten zuläßt. Im allgemeinen gilt für den Industriebau die Regel, die Bauten von vornherein größer anzunehmen, als der derzeitige Betrieb es erfordert, im Gegensatz zu dem früheren Bestreben, möglichst wenig Platz zu bebauen und alle Teile der Anlage eng zusammenzusetzen. Dies ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, auch mit Rücksicht auf die Feuergefahr notwendig.

Bei der Wahl der Materialien ist die stoffliche Eigenart des jeweils zur Anwendung kommenden Werkstoffs besonders zu berücksichtigen. Natürlich darf dabei die Frage der Wirtschaftlichkeit — hierzu gehört auch die Fähigkeit des Materials, den Bau schnellstens entstehen zu lassen — nicht außer acht gelassen werden. In jedem Falle ist die Wahl der Materialien so zu treffen, daß der gewählte Baustoff immer dem

Charakter der jeweiligen Konstruktionsform entspricht. Konstruktionen, die Kräfte und Lasten aufzunehmen haben, und deren Wesensart der Formgebungsmöglichkeit des Eisensbetons sich nähert, werden zweckmäßig aus diesem Material hergestellt. Dabei können alle die Formen gewählt werden, die der Eigenart des Materials entsprechen, und die es unter Beachtung der statischen Gesetze erlaubt, wobei allerdings ein bestimmtes Formgefühl, eine Art Formahnung uns bei diesem künstlerischen Schaffen unterstützt. Drücken sich damit Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit als Begriff der Wirtschaftlichkeit in den Bauten aus, so ist dabei noch erreicht, daß unsere Bauten schön wirken, denn jede Form, die Ausdruck einer inneren Notwendigkeit ist und Konstruktion und Material in richtiger Harmonie erscheinen läßt, empfinden wir als künstlerisch wirkungsvoll. Aus diesem Grunde empfinden wir auch eine rein statisch errechnete Ingenieurform, wie sich eine solche z. B. in dem Linienzug einer Brücke oder eines eisernen Schachtgerüsts darstellt, als schön.

Lassen wir uns bei der Planung unserer Bauwerke von vorstehenden Gedanken leiten, so entstehen Anlagen, die unter Beachtung der richtigen Raumform und Raumfolge unseren Bauten eine stilbildende Ausdruckweise geben, die der Eigenart dieser Bauwerke entspricht und nicht von ständig wechselnden, kurzlebigen Reklame- oder Modeformen beeinflusst werden darf. Keine reichen Architekturgebilde mit dem Beiwerk früherer Stilformen

wollen wir entstehen lassen, sondern durch gute, klare, den gegebenen Verhältnissen entsprechende einfache Grundformen sollen sich unsere Bauten auszeichnen. Ganz ehrlich wollen wir alles zeigen, was die Konstruktion erfordert und was der Ingenieur errechnet; denn schlichte Einfachheit und Anständigkeit waren noch immer schöner als nachgemachte Ziererei, die zum inneren Kern nicht paßt. Ungeschminkt sollen unsere Bauten unser technisches und wirtschaftliches Leben zum Ausdruck bringen.

Werden die Bauten unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte ausgeführt, dann entsprechen sie am besten den Anforderungen, um deretwillen sie ins Leben gerufen wurden. Dann verkörpern sie aber auch gleichzeitig echte Höchstleistung, dann werden sie ein Stück von unserem Leben, der Spiegel unserer Seele und damit die Verkörperung unseres schaffenden und rastlos tätigen Zeitalters.



Ammoniakfabrik und Salzlager der Zentralkokerei „Alma-Pluto“.
Erbauer: Dipl.-Ing. Fritz Schupp und Dipl.-Ing. Martin Kremmer, Berlin.

Das deutsche Marineehrenmal bei Laboe.

Es geht allmählich seiner Vollendung entgegen, das Ehrenmal der deutschen Marine. Draußen, an der Kieler Förde, steht es, der Wiege unserer Flotte. Meer und Dünenlandschaft entrücken es der hastenden Eilfertigkeit des Tagesgetriebes. Alle Steine, die es aufbauten, reden Gedächtnisworte eines erschütternden Schicksals. Das Lied vom guten Kameraden raunen die dunklen Bäume am Fuße dieses hoheitsvollen Monumentes. Das ewige Meer singt mit seinen Wogen den trauervollen Grundakkord für jene zahllosen Toten, die sein nachtdunkler Grund bis auf jenes Morgenrot begrub, das ihnen und uns noch nicht geleuchtet hat.

Auf dem Duisburger Bundestag des Gesamtverbandes der deutschen Marinevereine vor vier Jahren wurde die Errichtung eines Reichsmarine-Ehrenmals für die im Weltkrieg gefallenen Kameraden beschlossen. Aus dem Wettbewerb für den Entwurf ging aus der teilnehmenden Reihe bedeutender deutscher Architekten der Düsseldorfer Architekt Munzer (B. D. U.) als erster Preisträger hervor. Nach seinem Entwurf und unter seiner Leitung geht das Ehrenmal nun seiner Vollendung entgegen. In seiner Begründung zu dem Entwurf sagt der Baukünstler selbst: . . . „Einfach ist die Form des Males. Von weither sichtbar, steigt es, mit der Küste eng verwachsen, kühn und stolz sich verjüngend zu schwindelnder Höhe hinauf. Es will eine Ewigkeit stehen, und deshalb muß es zeitlos klar und allen verständlich sein. Dabei soll es in Seemannsherzen Verwandtes berühren und ihr eigen sein. Rotbraun ist das Material, aus Granit und Ziegelfsteinen. Eine Harmonie mit den Farben des Meeres und des Himmels.“ Laboe heißt das stille Örtchen an der Kieler Förde, wo das Ehrenmal seinen Platz gefunden hat. Hier lag die stärkste Befestigung des Kieler Kriegshafens auf 15 Meter hoher Steilküste. Festungsmauern und Geschütztürme mußten nach den Bestimmungen des Versailler Diktats zerstört werden. Der zum Fort gehörige unterirdische Raum, der einst den Bewegungsmechanismus von Riesengeschützen barg, wird mit festen Wänden umgeben und mit einer Kuppel abgedeckt. So entsteht der Weihe-

saal, dessen strenge Linien zu Andacht und innerer Sammlung mahnen. Über ihm breitet sich der weite, runde, 90 Meter im Durchmesser große Ehrenhof aus, der nach drei landwärts gelegenen Seiten abgeschlossen ist. Seine Umgürtung wird zahlreiche Nischen erhalten zur Aufnahme von Gedenktafeln und Erinnerungszeichen. Die vierte, nordöstlich gerichtete Seite läßt durch Bogenöffnungen den Blick auf die offene See frei.

Durch diese symbolische Anordnung wird in zwingender Form auf die innige Verbundenheit mit dem Meere hingewiesen, das, aus der baulichen Begrenztheit des Ehrenmales gesehen, viel freier und gewaltiger als sonst wirkt. Aus dieser offenen Halle wächst der Turm. Unten breit aufgelagert (untere Länge 35 Meter, untere Breite 16 Meter), strebt er, nach oben sich verjüngend, bis zur Höhe von 83 Meter über dem Meerespiegel, das hohe Lied der Kameradschaftstreue in weiteste Fernen kündend. Von seiner höchsten, 40 Quadratmeter großen Plattformform ist im Norden die Küste Dänemarks sichtbar. Wie ein riesiger Schiffsstern stemmt sich der Weiheturm den Stürmen des Meeres entgegen.

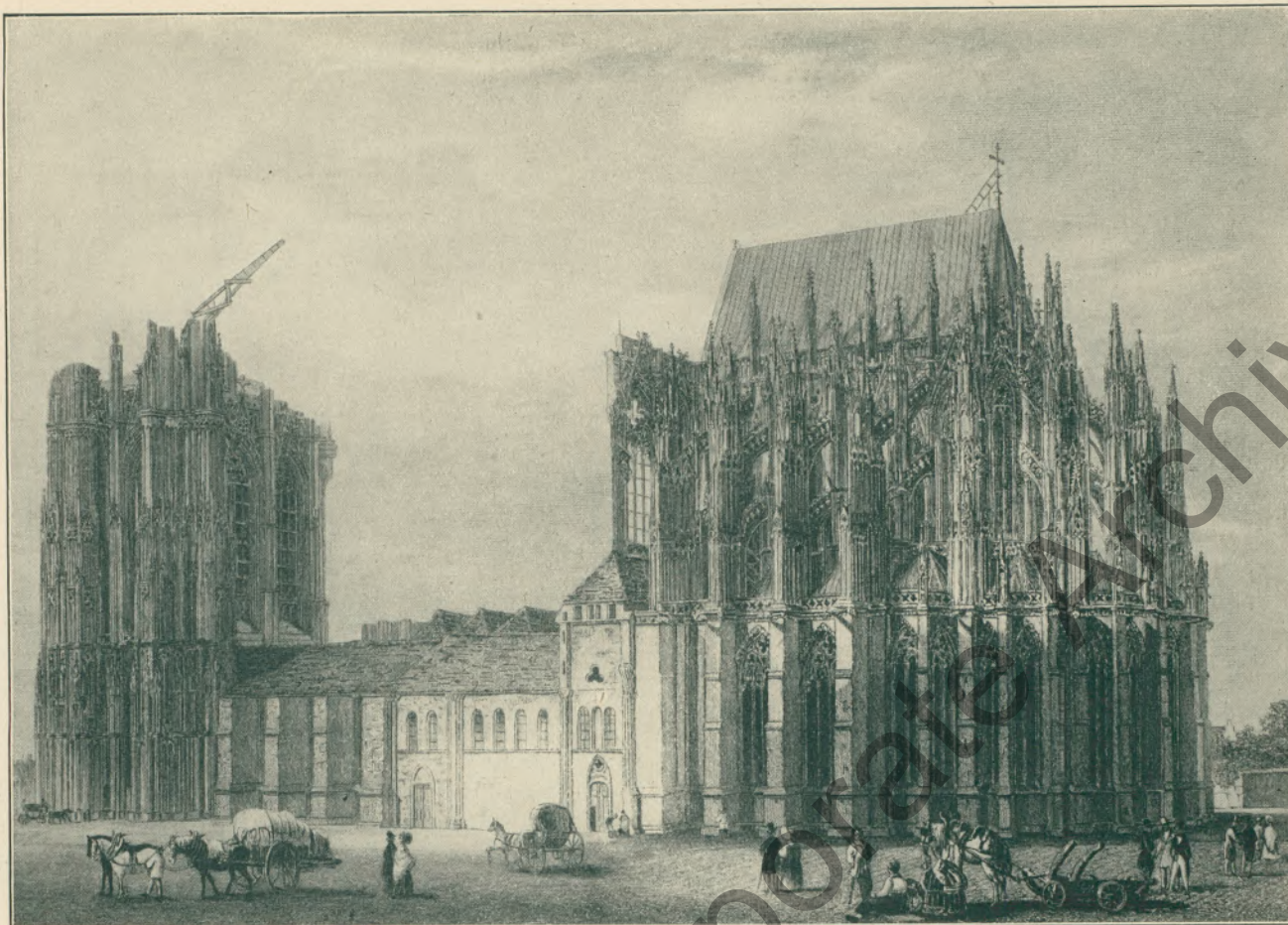
Der Entschlußkraft der deutschen Marinevereine und der rührenden Opferfreudigkeit seiner Mitglieder verdankt dieses Ehrenmal sein Entstehen. Bergleute aller deutschen Grubenbezirke, das Ruhrgebiet voran, haben in Doppelschichten gearbeitet, um ihren Beitrag

zum großen, gemeinsamen Werk zu leisten. Noch hat sich keine Reichsstelle zur Unterstützung bereitgefunden. So wie es da steht, ist es ein Opfermal in zweifacher, symbolischer Beziehung. Admiral Scheer, der kürzlich Verschiedene, tat am 8. August 1927 die drei ersten Hammerschläge bei der Grundsteinlegung mit den Worten: „Für deutsche Seemannsehr, für Deutschlands schwimmend' Wehr, für beider Wiederkehr!“

Marineehrenmal! Keinem müden Rückwärtsblick dient es, sondern nur dem kraftvollen Willen, Dämme zu errichten zwischen Gestern und Heute, Heute und Morgen. Gruß an die Toten, Gruß an das Leben. Schiffe schaukeln vorüber. Fahnen aller Herren Länder flattern stummen Gruß hinüber.

P. Jos. Rathmacher, Düsseldorf.





Der Kölner Dom.

Nach einem alten Stich (ohne Jahreszahl) von Rouargue.

Fünfzig Jahre Kölner Dom.

Von Prof. Dr. W. Schneider.

Nicht nur der einzelne Mensch ist undankbar. Noch mehr sind es Generationen. Wenn Köln heute stolz darauf ist, als Stadt der Messen und Tagungen, der Stadien und Grüngürtel, als eine der modernsten Großstädte Deutschlands zu gelten, so vergißt es, daß es seinen Ruhm und zum großen Teil auch diesen Aufschwung einem Erbe der Vergangenheit verdankt, dem „ewigen Dom“. Er, der für die Kölner reichlich alltäglich geworden ist, bleibt für die überwiegende Mehrheit der Deutschen das Wahrzeichen Kölns, das „Schildknappe einer gewaltigen Vergangenheit“, wie ihn der kunstsinnige König Ludwig I. von Bayern genannt hat.

Erst fünfzig Jahre sind verflossen, seit in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. am 15. Oktober 1880 der letzte Stein auf dem Südturm eingesetzt wurde. Dem glänzenden Feste fehlte die innere Freude, weil die Schatten des Kulturkampfes noch über dem Rheinland lasteten. „Zwietracht hatte einst“, wie Cardauns sagt, „Gevatter an der Wiege dieses Baues gestanden, der die Welt überstrahlen sollte an Größe und Schönheit“, und die Größe und Tragik der deutschen Geschichte spiegelt sich in dem Schicksal des deutschen Domes.

Auf dem Platz der alten Königspfalz steht der gewaltige Bau am Rhein, und zwei mächtige Kaiser wurden seine

Schirmherren. Karl der Große schenkte seinem Freunde Hildebold von Köln den Platz und die Mittel zur Erbauung des ersten — romanischen — Domes, und Friedrich Barbarossa überließ 1162 nach der Eroberung Mailands seinem getreuen Kanzler Reinald von Dassel die kostbarste Reliquie, die Gebeine der Heiligen drei Könige, die am 24. Juli 1164 ihren feierlichen Einzug in den Dom hielten. Galten die Pilger zur Hütte von Bethlehem doch als die ersten „Kreuzfahrer“, deren Schutzheilige sie wurden. So wurde Köln der besuchteste Wallfahrtsort Deutschlands in jener Zeit der Kreuzzüge, und Erzbischof Engelbert von Berg beschloß, den Heiligen eine neue, würdigere Kathedrale zu bauen. Seine Ermordung verzögerte jedoch den Plan, und der Mann, der am 15. August 1248 den Grundstein zum neuen Dom legte, Konrad von Hochstaden, war ein ränkevoller und herrschsüchtiger Fürst, ein Feind des Kaisers und der Bürgerschaft. Friedrichs II. Gegenkönig, der jämmerliche Wilhelm von Holland, wohnte als Schützling des Erzbischofs der Feier bei. Deutsche Zwietracht!

Es war ein Plan von gigantischem Format und unerhörter Kühnheit, den der „Meister Gerhard vom Dom“ — wenig wissen wir von ihm — für diesen in gotischem Stile zu errich-

tenden Bau entworfen hatte, und nur, indem man durch Anbietung eines Ablasses an alle Gläubigen und eifrige Werbung bis nach England hin die gesamte Christenheit zur Mitarbeit aufrief, konnte überhaupt die Möglichkeit der Ausführung erwogen werden. So ist der Dom schon in seinen Anfängen keine Stiftung einzelner Großer oder Fürsten, sondern eine Angelegenheit des Volkes gewesen.

Als aber die Kaiserherrlichkeit der Hohenstaufen zusammenbrach und in den Kämpfen der Habsburger, Bayern und Luxemburger um die Krone das deutsche Volk zu Elend ging, da ebte auch die Begeisterung für den deutschen Dom ab. Zwar konnte am 27. September 1322 das unerhört schöne und ragende Hohe Chor mit seinem Kapellenkranz geweiht werden, aber von da ab wird der Bau planlos und unruhig weitergeführt. Während das halbfertige Querschiff der Verwitterung überlassen wird, beginnt um 1350 Meister Michael die mächtigen Türme. Wie er sie gedacht, zeigt der große Aufriss, der, jahrhundertlang verschwunden, 1814 in Darmstadt auf dem Speicher des Gasthofes zur Traube gefunden wurde, wo er als Unterlage zum Trocknen von Bohnen diente!

Auch sie blieben Ruine. Die kleinlichen Fehden, die, wie das übrige Deutschland, so ganz besonders Köln erfüllten, die Verachtung gegen die verdorbene Kirche, die scharfe Luft der Renaissancezeit, der alles Mittelalterliche als Erzeugnis der Verdummung und der Finsternis erschien, das alles ließ das Interesse am Dom gänzlich erkalten. 1559 ist die letzte Ausgabe der Baukasse verzeichnet. Dann verließen sich die Bauleute, die berühmte Kölner „Bauhütte“ ging ein, und „nun ruhte“, wie Sulpice Boisseree, der Wiedererwecker des Domes, klagt, „dreihundert Jahre hindurch das unterbrochene Werk; ein doppeltes Denkmal des erhabenen Geistes, des beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens und zugleich der alles zerstörenden Zwietracht; ein Sinnbild der gesamten Geschichte des deutschen Vaterlandes“. In den Nischen der Wände des halbfertigen Langschiffes bauten sich dürftige Menschen ihre Wohnstätten, wie der Dom des Deutschen Reiches zum Schlupfwinkel für Kleinstaaterei, Selbstzufriedenheit und Banalität wurde. Anlagend streckte der Kran auf der Höhe des unfertigen Südturmes seinen Arm in den Himmel, ein Symbol des Niederganges deutscher Baukunst, die doch so hehren Bauwerken wie der Domkirche in Prag, der Kathedrale in Burgos in Spanien, vielen Kirchen in Holland und anderswo den Kölner Dom als Modell geschenkt hatte.

Mit dem Deutschen Reich sank endlich unter den Stürmen der Französischen Revolution auch das Erzbistum Köln dahin, und der Dom, dessen wichtigster Baumeister schon längst der Dachdecker war, weil er wenigstens die völlige Zerstörung des Innern durch die Elemente aufhalten konnte, wurde in der Franzosenzeit zum Heumagazin herabgewürdigt.

Vergebens hatten Männer wie Forster, Schlegel, Goethe, Schenckendorff, Freiherr vom Stein, Bunsen und andere ihre Stimme zugunsten des Domes erhoben. Erst mit der Wiedergeburt des Vaterlandes zog neues Leben in die erstorbenen Hallen des deutschen Domes. Vor allem war es der Kölner Kunstsammler Sulpice Boisseree, der unermüdlich die alten

Pläne des Domes rekonstruierte, um Geld warb und den Sinn der Patrioten auf die schöne Aufgabe des Aufbaues lenkte. Sogar den Kaiser Napoleon hatte er durch Berufung auf seine Großherzigkeit zu gewinnen gesucht, jedoch vergebens. Nun begeisterte er 1814 den kunstliebenden und nationalen preussischen Kronprinzen, den späteren Friedrich Wilhelm IV., für seinen Plan, und dieser setzte es durch, daß Schinkel, der Erbauer der Berliner Museen, mit der Ausarbeitung einer Denkschrift beauftragt wurde. Schinkel verhehlte sich nicht die ungeheure Schwierigkeit, den stark verwitterten Bau stilgerecht nicht nur zu erhalten, sondern nach den alten Plänen zu vollenden. Unter dem faszinierenden Einfluß Boisserees jedoch sprach er sich in einem Bericht vom 3. September 1816 für das gigantische Unternehmen aus.

Jetzt wurde in ganz Deutschland für den Ausbau des Domes geworben, und die Erneuerung des Erzbistums durch die Bulle „de salute animarum“ von 1821 gab dem Unternehmen neue treibende Kräfte auch außerhalb der Grenzen Preußens. Das Beste war doch, daß aus reiner vaterländischer Begeisterung Katholiken und Protestanten in gleichem Eifer ihre Gaben brachten. Die schwüle Zeit um 1840, in der die häßlichen Nebelschwaden des Kölner Kirchenstreites von dem nationalen Sturm vertrieben wurden, den das Verlangen der Franzosen nach der Rheingrenze entfesselte, der Beckers Rheinlied und die „Wacht am Rhein“ entstehen ließ, schuf trotz törichter Widerstände einzelner Fanatiker den „Kölner Dombaueverein“, dessen Protektor Friedrich Wilhelm IV. wurde. So umwirkte zum dritten Male deutsches Schicksal das Schicksal des Domes. Am 4. September 1842 legte der König in feierlichster Form unter dem Jubel der Bevölkerung den Grundstein zum Neubau.

Noch lange, schwere Jahre lagen wie vor der Einigung des Vaterlandes so vor der Vollendung des Domes. Der Konfessionalisierung des Werkes, die Erzbischof Geißel durch Hineinziehen Ludwigs I. von Bayern versuchte, leistete dieser energischen Widerstand, und durch die Dombaukollekte und -lotterien wurde die Vollendung des Baues mehr und mehr Sache des gesamten deutschen Volkes.

Als der siegreiche Krieg den Drachen der äußeren Zwietracht der deutschen Stämme vernichtet hatte, konnte auch der innere Zwist zwischen Staat und Kirche den Fortschritt der Arbeiten nicht mehr aufhalten, und am 15. Oktober 1880 durfte der ehrwürdige Kaiser im Namen der Nation, nicht nur eines Teiles des Volkes, den „Deutschen Dom“ zu seiner Vollendung beglückwünschen.

Fünzig Jahre sind seitdem vergangen, die Stürme des Weltkrieges sind über das Reich gebraust und haben das neue Kaisertum in den Abgrund gestürzt. Hoch aber ragt der Dom und noch lebt das deutsche Volk. Aber wie vor 628 Jahren umgürtelt sie der Drache der deutschen Zwietracht. Mögen wir alle, die wir Deutsche uns nennen, an dem Schicksal des Domes lernen und uns der Worte erinnern, die Friedrich Wilhelm, der Protektor, bei der Grundsteinlegung sprach: „Nie finde den Weg durch diese Pforten das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Konfessionen und Stände!“



Sizilianische Bergstadt.
Lithographie von Professor A. Kanoldt.

Der Tempelschlaf.

Eine Liebesgeschichte aus Sizilien.

Von Viktor Meyer-Eckhardt.

Sirgenti, auf den Grundmauern der Hochburg des uralten dorischen Akragas errichtet, läßt schon durch manche Querwege, von denen die eigentliche Hauptstraße gekreuzt wird, nach Südwesten zu den weiten Bogen des Meeres erblicken, und vor diesem unendlich hingebreiteten Duft und Schimmer, einer niederen Geländewelle aufgelagert, die Häuser der Götter, um deren willen der Reisende in dieser Stadt verweilt. Da liegt im äußersten Westen der breite ruinenüberstreute Grundriß des Zeustempels, des ewig unvollendeten: des Babelturms der griechischen Welt; weiter nach Osten zu folgen sich die wiederaufgerichteten, Platanenstämmen gleichenden Säulen des herakleischen Heiligtums, das vollkommen erhaltene, rötlich glühende Prachtgebäude jenes Gottes, den die römischen Eroberer durch die Konfordia ersetzt haben, und auf dem Ende jenes Rückens die fünfundzwanzig Säulen des Hauses der Hera, schmal und luftig wie eine Syring ins Land gestellt.

Ich hatte mich frühzeitig hinabgegeben, in weniger als einer Stunde war ich im Tal. Die unsichtbaren Zauberschleier der neuen Drangenblüte hatten mich eingeweben und trunken gemacht, und so kam die Witterung des Unfassbaren auf mich ein. Wandelte ich nicht mitten durch den leiblichen Reigentanz der Götter? Waren sie nicht in mir und ich in ihnen, daß wir einander liebten? Nicht mehr glaubend, daß Leid sein könne auf dieser Erde, brach ich zuletzt an den Säulen des Herakles in die Knie und meinte, nun erst mein Leben zu beginnen. Alles andere, das ich zuvor geduldet, gemußt, gesegnet, verflucht, gesucht, gesollt, erschien mir wie ein unfruchtbarer Rundgang in einem fensterlosen Kerker: ich war entkommen und dankte.

Ich raffte mich auf und verbrachte Stunden damit, über die Weisheit der Verhältnisse, die Sparsamkeit des Besonderen in der antiken Architektur ahnungsvoll nachzusinnen, schweigend übte ihre Herrschaft über mich Unmündigen die Majestät der

Einfachheit — und ich verfluchte allen Verstand und alle Absicht, weil ich rings nur Sinn und Gesetz erblickte. Dann wieder überließ ich mich der lautlosen Musik einsamster Farbenstille, in der die graugrüne Olivenlandschaft, der Kulturen Häuser Gelb und Rot und Grau und Weiß, die Blendung der perlenüberschütteten Mole von Porte Empedocle ineinander glänzten.

Um die Sterne über dieser Stätte und dem Meer, königlich den Mond unter dem bligenden Gefunkel des Alls zu erblicken, beschloß ich zu bleiben, bis die Nacht gesunken sei. So legte ich mich denn auf den südlichen Stufen des Konfordinatempels nieder, ließ mich umleuchten und küssen von goldgrünen Käfern, smaragdnen Eidechsen, sausttosenden Bienen und unzähligen Schmetterlingen, warf auch zuweilen einen verschlafenen Blick dem Horizont zu, an dem der äußerste Rand der karthagisch-afrikanischen Küste zu sehen sein sollte. In mein Ermüden drangen die Herren der Insel ein: Zeus ging an mir vorüber mit feuchten offenen Lippen und diamantener Stirn, Aphrodite: nebelhaft blumenbekränzt, aus geistigem Fleische unbekannter Duft verhauchend, Phoibos Apollon: schön und rein und von der Freude des Unabwendbaren erzählend auf mächtiger Leier. Und von untenher begann mich die Wärme des roßigen Gesteins zu umhüllen wie eine Verführung, einzuschlummern zu noch zarterer Seligkeit — so entschlief ich auf eine Weile.

Ich erwachte, als ich jenseits des Tempels Schritte vernahm. Es war schon nach Sonnenuntergang, denn meine aufgeschlagenen Augen schauten empor in die „Blaue Stunde“, in jene Himmelsfeier, von der nie einer wissen wird, als der sie gesehen. Ein leichtes Grünblau schien wie flüssiges Glas nahe hereingesunken bis über meinen Scheitel, und doch stand es so überaus hoch und fern, wie ich nie am Tage den Himmel gewahrte. Gemäuer und Säulen schwebten, als ob sie nur laufend verharrten, um dann hinwegzuschreiten wie ein lebendiges Ding; durchseelt und leibentnommen schienen sie zu verglimmen, als hätte ich durch sie hingreifen können, ohne sie wahrzunehmen. Als die erste Welt erblühte: der Abendstern, verging alles in Schwere und Düsternis: die Nacht begann.

Was wollten mir die Stimmen, die gedämpft jenseits der Tempelwände sich hören ließen? Mir verriet der weiche, ununterbrochene, kaum akzentuierte Fluß der Rede, daß Sizilianer mir nahe waren. Während ich nun wartete und wartete, bis aus dem immer tieferen Blau der Atmosphäre die Sterne erblühen möchten, verging eine geraume Zeit, und ein Wehen aus Süden machte sich auf, das die Stufen sich feuchten ließ vom Tau. Schon dachte ich daran, ungesehen am Heratempel vorbei auf einem Umwege der Stadt zuzuwandern: da vernahm ich die Stimmen lauter, ja heftiger werden — so daß ich nun ganz meinem Traum entrissen war. War es Zorn über die Nähe von Menschen, war es die Einsicht, daß ich die alte Verausung auch auf dem weiten Winkelpfade nicht mehr wiederfinden würde — jedenfalls entschied ich mich, auf der Hauptstraße nach Girgenti zurückzukehren, zuvor aber die Leute mir anzusehen. Mit hörbaren Schritten schlug ich den Tempelboden und sah dann auch sogleich drei Menschen am Wegsaum hocken, eine anscheinend sehr große Frauengestalt und zu ihren Füßen zwei Männer. Von dem, was sie zueinander redeten, verstand ich nichts, denn sie redeten die südsizilianische Mundart. Das Mädchen hatte mich wohl nicht gehört, obwohl sie mit dem Gesicht mir zugewandt saß, aber die Männer kehrten sich um, und sogleich sprang einer von den beiden auf mich zu. Vor mir sah ich einen dunkelbärtigen Kopf, er beobachtete mich aufmerksam. Zögernd fragte er mich dann auf Italienisch, ob ich diese Sprache verstehe.

„Ja!“

„Auch ich spreche Italienisch: ich bin ein wenig in der Welt umhergekommen, war in Livorno Matrose. Offen gesagt: es ist gut, daß Ihr hier seid. — Was seid Ihr?“ setzte er nach einer langen Pause ein wenig hastig hinzu.

„Ich bin ein Dichter“, erwiderte ich und lächelte.

Sogleich lächelte nun auch er.

„Jetzt weiß ich, warum Ihr so spät noch hier seid.“

Er eilte wieder zu den anderen und wechselte mit ihnen einige Worte, dann kehrte er schon wieder zurück.

„Wirklich, Ihr seid zur guten Stunde gekommen, Ihr könnt uns helfen, wir hätten sonst noch einen aus der Stadt holen müssen. Aber wollt Ihr mir versprechen, daß Ihr keinem etwas von dem wiedererzählen wollt, was ich Euch sage? — Gebt Eure Hand!“

Ich reichte sie ihm.

„Gut. Also hört zu. Ich, Gabriele, und der andere jüngere, Peppino, sind Blutsfreunde seit heute sechs Jahren. Beide wollen wir das Mädchen, das Ihr da sitzen seht, zur Frau haben, aber keiner will sie dem anderen gönnen.“

„So?“ sagte ich verwundert, „kann denn nicht das Mädchen entscheiden, wem sie gehören will?“

„Ach, das kennt Ihr nicht, ich will's Euch erklären. Wenn zwei Freunde“ — hier erhob sich seine Stimme — „im bitter-süßen Amarenowein ihr Blut getrunken haben — wenn diese Freunde um ein einziges Mädchen werben, so müssen sie entweder beide entsagen oder sich das Mädchen zuteilen lassen durch den Willen Gottes.“

Hier dachte ich an mein Erlebnis hinter Messina und fragte darum ganz ruhig:

„Wie wollt ihr hier den Willen Gottes vernehmen?“

Er wies zum Tempel empor, und zugleich sah ich, daß der Halbmond über dem Ostgiebel des Daches stand.

„Ihr wißt doch, dieses ist die Stätte der Konfordia, der Eintracht, der Versöhnung, und wenn zwei Blutsfreunde ein Mädchen lieben, so gehen sie am Abend beide in das Innere des Tempels und legen sich an verschiedenen Stellen nieder, während das Mädchen draußen bleibt. Ist dann die Mitternacht gekommen, so tritt sie ein und sucht in dem finsternen Raum, ob sie einen von ihnen finde. Wen sie zuerst anrührt, der wird ihr Gatte.“

Plötzlich blickte er zu Boden wie beschämt, als ob er nicht weitersprechen möge. Mir stieg von neuem die Schicksalsgewalt, der diese frommsten der Menschen untertänig sind, unglaublich vor der Seele empor. Ich wußte aber noch immer nicht, wozu mir das alles mitgeteilt worden war, und fragte daher:

„Warum sagt Ihr mir das?“

Er schien noch mit sich zu kämpfen, endlich stieß er stockend hervor:

„Peppino — und ich habe ihn doch lieber als er mich — Peppino hat mir vorgeworfen, daß ich mit Giulia verabredet hätte, wo ich mich hinlegen würde — und das ist nicht nur eine große Dummheit von ihm, weil das Mädchen doch gerade ihn haben will, sondern auch eine schwere Sünde hat er begangen, weil er sagt, daß ich und Giulia Gott versuchen wollen. Aber er ist ja noch ein Junge, der Liebe — er weiß nicht, was er sagt. — Doch nun hört die Hauptsache: wir bitten Euch, uns zu helfen. Ihr sollt uns hineinführen in das Haus und jedem seinen Platz geben. Ihr könnt Euch dann an einem Ausgang so aufstellen, daß Ihr seht, ob einer den Ort verändert, den Ihr ihm angewiesen habt. Wollt Ihr das tun?“

„Gerne“, sagte ich.

Da führte er mich alsbald zu den andern.

Sie saßen eng zusammen; ich konnte in der unbeschreiblichen Helle des sprühenden Himmels und bei der Klarheit des Mondes alles genau erblicken. Fast schien mir, daß der Körper des Jüngeren sich heftig wie der eines Weinenden bewegte, während das Mädchen ganz aufrecht saß. Ein starker Wider-



Bergstraße in Frascati.

Holzschnitt von W. Döhler.

glanz des Mondes spiegelte sich auf dem schlichten Scheitel dieser Frau; erst viel später bemerkte ich, daß sie eine Fülle von Haar in der Form eines ovalen Flechtenbundes auf dem bloßen Nacken trug. Ihr Arm lag lose um die Schultern Peppinos, während sie voll zu mir aufsaß. In allem war sie von den größten und edelsten Formen, an ihrer Seite nahm sich der Jüngling fast schwächlich aus. Gabriele blickte sehr lange, ohne ein Wort zu sagen, auf den Freund, der nun seinen Kopf in die Hände stützte; dann schien er ihnen von unserem Abkommen zu erzählen. Sie nickten ein paarmal stumm vor sich hin und sprachen zulezt:

„Ja.“

Peppino stützte sich nun wieder empor, dann nahm er den Freund beim Arm. Gabriele, an mir vorübergehend, flüsterte mir noch hastig zu:

„Der Arme! Gott wird ihm helfen!“

Dann schritten sie weiter, ohne sich noch nach dem Mädchen umzusehen, das seine Hände vor den Knien verschlungen hielt und nach oben blickte. Nachfolgend bemerkte ich, wie der Jüngere dem Älteren schön zu tun versuchte; dieser aber, offen-

bar durch das Mißtrauen des Gefährten gekränkt, wehrte die Liebkosung von sich ab. Über dem ganz düstern Innenviereck des Naos stand der Himmelsausschnitt in blendend unheimlichem Prunk wie ein Baldachin. Als sich mein Blick an die Dunkelheit gewöhnt hatte, trennte ich sogleich die Freunde und wies einem jeden, genau in der Mitte je einer Längsmauer, seinen Platz.

„Glückseligen Schlaf!“ rief ich noch beiden zu, während ich den Raum in entgegengesetzter Richtung durchschritt, um nicht um Mitternacht dem Mädchen im Wege zu sein.

Draußen, mitten im Lichte des Vollmonds, setzte ich mich abseits auf einem Block, denn ich fühlte, daß es Torheit wäre, diesen beiden eine Unehrlichkeit zuzutrauen.

So saß ich lange: der Schauer des Geheimnisvollen rührte mich an; ich beugte mich tief vor dem lebendig unbändigen Glauben dieser Insekinder. Fast unmerklich leise tauschte das Meer kaum eine halbe Meile unter mir, Strand und Wasser ließen sich trotz des Mondlichtes kaum noch scheiden.

Wie lange ich gesonnen haben mochte, weiß ich nicht — da hörte ich drinnen im Naos ein behutsames Tappen und

Rascheln. Ich hielt es nicht für möglich, daß auch hier, unter den Blutsfreunden, ein Trug das Schicksal täuschen wolle: ein kochender Grimm stieg in mir auf. Da auf einmal sah ich die Gestalt des Ältern — ich erkannte ihn sofort an den breitem Schultern — jenseits des Ausgangs lautlos die Mauer übersteigen. Was bedeutete das? Er wechselte nicht den Platz — nein, er verließ den Raum, in dem das Mädchen den rechten Freier suchen sollte.

Ich brauchte nicht lange zu meiner Erkenntnis: der Ältere wollte dem Jüngern das Glück vergönnen, nach dem sie beide trunken waren. Er wagte es, sich über das Schicksal zu stellen, machte sich selbst zum Gott. Da hätte ich dem Edeln, der größer war, als Menschen sonst sind, zu Füßen fallen können, um mir von ihm einen Segen für all mein Leben zu erbitten. Langsam ging er auf die Südböschung des Tempelberges zu, verharrte ein Weilchen, reckte weit die Arme auseinander und seufzte so laut, daß es bis zu meinen Ohren drang. Dann ließ er sich hinter den Abhang hinab.

Als die Mitternacht von der Kathedrale von Girgenti schwingend niedertönte, hörte ich, wie das Mädchen aufstand und den Tempel betrat. Sie schien am Boden hin zu suchen, es dauerte eine lange Zeit. Da sprang auch ich auf und schaute in die Cella: eben sah ich ihr Nieder leuchten an der Stelle, wo zuvor noch Gabriele gelegen hatte. So vollführte sie den ganzen Umgang: gebückt schreitend und tastend, bis sie plötzlich zu Boden sank. Ein Jubelschrei zerriß die ungeheure Stille:

„Peppino!“

„Giulia!“

Sie fingen nun an zu lachen in einer tollen Wonne, dann wieder verstummten sie lange: sie mochten sich küssen und umarmen.

Und jetzt schienen sie dessen zu gedenken, der das Spiel verloren hatte. Sie riefen „Gabriele!“ und wieder „Gabriele!“ und als keine Antwort kam, griffen sie den Boden ab. Als der Jüngling zu dem Platz des Ältern kam, tat er verwundert einen lauten Ausruf. Er riß sich von dem Mädchen los, beide näherten sich mit raschen Schritten. Jedes umging nun das hohe Haus, eilend, verwirrt, ziellos, immer den einen Namen rufend. Da hielt es mich nicht länger: ich ging auf das Mädchen zu, führte sie zu der Böschung und wies hinab. Peppino kam hergelaufen und stürzte sich sogleich zwischen die großen Ginsterbüsche in die steile Finsternis. Endlich mochte er den Freund entdeckt haben, denn ein lauter Wortwechsel einmal in der Wut, ein andermal wie von Tränen erstickt, gellte durch die Nacht. Das Mädchen stand gebeugt über der Zinne und lauschte in die plötzliche Stille. Endlich hörte ich ein Brechen und Knacken, das immer vernehmlicher wurde. Die beiden Köpfe tauchten über den Rand, die Gestalten ragten frei wider die Luft. Sie gingen auf die Geliebte zu, und mit abgewandtem Haupte stieß Gabriele den Jüngern dem Mädchen in die Arme.

Mit einem starken Ruck ihrer Faust warf sie ihn von sich und rief Gabriele herbei. Was in diesem Gefummel von streitbaren, beschwichtigenden, wilden und zärtlichen, leidenschaftlichen und leisen, flehenden und gebietenden Reden auf dem Spiele stand, weiß ich nicht. Endlich kam der Ältere mit gesenkter Stirn auf mich zu. Er erzählte mir zunächst alles das, was ich schon wußte. Dann aber sprach er etwas Neues, dem ich staunend lauschte:

„Das Mädchen will den Peppino nicht, obwohl es ihn mehr liebt als mich. Wir hätten Gott gelästert, sie wolle nun keinen von uns — oder der Zweikampf müßte den Gluch von uns nehmen und zugleich entscheiden.“

„Werdet Ihr es tun?“ fragte ich und sah ihm nah in die Augen.

„Wir werden es tun“, antwortete er, als ob er mit sich selber spräche, „und wieder sollt Ihr uns Beistand leisten, wir müssen noch einen Zeugen haben.“

Dann war er schon wieder bei den andern und führte sie in eine flache, von allen Gestrüppen freie, sandige Mulde, gerade zu Füßen der Ostseite des Tempels. Mir winkte er mit dem Finger.

Alles folgende geschah im Sturm. Das Mädchen erstieg die niederste Stufe des Aufgangs, während die Männer sich die Hemden vom Leibe rissen und alsbald sich mit nackten Oberkörpern gegenüberstanden. Jeder zog einen Dolch aus dem Gurt, sie tauschten die Waffen. Dann kamen sie auseinander zu und küßten sich viele Male. Sie wühlten sich ineinander in einem Schmerz, den nur sie selber kennen mußten, dann sanken sie wie ermattet nach hinten und ließen einen Raum von zwei Schritten zwischen sich. Als das Mädchen mit der Hand ein Zeichen gab, erhoben sie die Dolche hoch über das Haupt, die Körper erglänzten wie silbergetrieben.

Jetzt fielen sie sich an. Die blendenden kurzen Dreikante stürzten im Bogen nieder, aber jeder schien gut pariert zu haben, denn mit wachsender Kraft umschlangen sie sich, so daß kaum noch zu erblicken war, wie sie die Waffen gebrauchten. Darum trat ich ganz nahe herbei und bemerkte nun erst, wie dieser ungleiche Kampf vorstatten ging. Es war ein Umarmen von der einen, ein wütendes Zustoßen von der andern Seite. Aber ich sagte nichts, und noch heute dünkt mich, daß ich gut so gehandelt habe.

Gabriele hatte nun die Hand mit dem Dolch dem Jüngern um die Hüfte gelegt und hielt den Knauf auf des Gegners Rücken, während ihm selbst schon das Blut aus vielen, sichtbar nicht tödlichen Wunden die Brust hinunterlief. Freilich konnte Peppino wegen der allzu großen Nähe des Freundes ihm nicht den rechten Gang versetzen. — Da auf einmal löste dieser die Umstrickung und warf sich weit zurück. Eine Sekunde nur: in den erneuten Vorstoß des Dolches ramte er hinein mit lautem Schrei und stürzte dann sogleich auf den Rasen: das Messer stak ihm bis zum Hest in der Brust. Noch immer stand das Mädchen lauflos da, sie mochte aus der größeren Entfernung nicht gesehen haben, wie dieser Sieg geboren wurde. Auch der Jüngere ahnte es nicht: sein leidenschafts-umflorter Blick hatte ihm das verborgen, was nur der Zeuge wußte.

Peppino stand nun wie eine Bildsäule, die Arme hingen ihm schlaff herunter, nur seine Brust atmete schnell und hoch. Dann fiel er über die Leiche, umklammerte sie wie ein Rasender, als ob der Kampf noch nicht vollendet sei. Er küßte die offenen Lippen, riß den Dolch aus der Wunde und schleuderte ihn weit von sich. Auf diese Stelle, aus der das Blut nun ganz ungehemmt hervorquoll, legte er stöhnend den Mund und blieb so liegen, die Hände verschränkend unter dem Kopf des Freundes.

Langsam, schwankend, mit bebenden Gliedern, näherte sich Giulia.

Sie setzte sich ein wenig seitab hin und streichelte dem Toten das Haupt. Plötzlich blickte sie zu mir auf aus flehend verweinten Augen und zeigte mit der Hand auf Girgenti.

Eilends kniete ich nieder neben der Gruppe, beugte mich in den Sand und suchte die Hand des Toten. Sie hielt noch den Dolch, der rein von Blut war und silbern strahlte. Leicht entwand ich ihm die Waffe und barg sie bei mir, zuletzt legte ich mir die große Hand auf die Stirn.

„Du warst mächtiger als das Schicksal“, flüsterte ich, dann stieg ich aufwärts, Girgenti entgegen.



Wasserschloß Gomen bei Borken.

Burgen im Münsterland.

Von Fritz Mielert.

Seltenerweise befindet sich unter den vielen Burgen des deutschen Landes, von denen Lied und Sage berichten, keine einzige Wasserburg. Das liegt wohl daran, daß sich an keine einzige derselben bewegtere Geschichte knüpfen, wie etwa an die Wartburg oder Marienburg. Auch liegen sie zwischen Ried und Wald versteckt, und man entdeckt sie oft erst, wenn man tief ins verschwegene Paradieseichend eindringt.

Nirgendwo im deutschen Lande finden wir diese romantischen Wasserburgen zahlreicher und schöner als im nördlichen Westfalenlande. Überraschend ist der Anblick, wenn sich solch eine Burg urplötzlich dem Wanderer zeigt, mit Toren und Türmen und oft noch mit einer Zugbrücke versehen, umschlossen von einem reglosen, glänzenden Wasserspiegel. Seerosen überblühen diesen, und Weinlaub und Efeu ranken über die alten Mauern. Keine Burg gleicht der andern. Zu jeder könnte man eine besondere poetische Geschichte schreiben. Da gibt es ein wahrhaftiges Spuk- und Hexenschloß und auch ein

nicht minder echtes Dornröschenschloß. Es ist das zu Belen, das bis zu den Dachfirsten hinan in Efeu und anderes rankendes Gestrüpp eingehüllt ist. Eine ausgesprochene Raubritterburg ist Strünkede bei Herne, in deren dämmerigem Gang der Raubritter Jost noch heute auf ängstliche Gemüter lauert, wie auf solche, die das Gruseln lernen wollen. Auch kenne ich eine Burg des echten Abendsfriedens: sie heißt Laer und liegt an der Ruhr bei Meschede. Viele dieser Burgen gleichen seltsamen Riesenblumen, die aus den Wassern emporgeblüht und von einem Zauberer in Stein verwandelt worden sind. Und auch das ist wahr: Sooft man glaubt, die schönste der Wasserburgen im Münsterlande entdeckt zu haben, immer noch findet man, wenn man das Suchen nicht aufgibt, eine noch schönere, malerischere.

Bei aller Verschiedenheit kann man aber doch erkennen, daß die westfälischen Wasserburgen nach einem bestimmten Plan gebaut sind. Zwei Grundtypen kommen vor: Burgen mit



Parkbrücke im Wasserschloß Drensteinfurt.

ovalem Grundrißplan und solche mit einem rechteckigen. Mit Vorliebe hat man bei den Burgen mit ovalem Grundriß den Hauptturm oder Burgfried in die Mitte der bebauten Langseite gesetzt, während bei den rechteckigen alle vier Ecken mit niedrigen Türmen besetzt sind, deren einer als Hauptturm ausgebaut ist. Ohne jeden Zoll Uferböschung tauchen die Mauern ins Wasser, und mit einer Brücke ermöglicht den Zugang.

Das Alter der Wasserburgen ist verschieden. Aus den ältesten Zeiten, etwa dem elften und zwölften Jahrhundert, haben sich nur Fundamentreste erhalten. Entstanden sind sie meist aus den Höfen der besonders bevorzugten Freien, jener sächsischen Edlen, die von den fränkischen Herrschern und ihren Nachfolgern als Gaugrafen und Hauptleute bestellt wurden. Ein Teil der Burgen ist von den im sächsischen Lande angesiedelten fränkischen Adelsleuten erbaut, die hier als Beamte der Könige wirkten. Ein anderer Teil war Eigentum der Bischöfe und ihrer Ministerialen. Die Anlage der Burgen ist nichts Erfundenes, sondern etwas dem Lande der Sachsen Urälteres. Der Adel Westfalens ist bekanntlich aus dem Freibauernstande hervorgegangen. Noch heute findet man Häuser des Adels, die nichts anderes sind als ausgebaute

Bauerngehöfte. Ebenso gibt es noch viele Bauernhöfe im Münsterland, die von Wasser umgeben sind, wie heute die Adels Häuser. Es hat dies seinen Grund darin, daß in dem Niederungslande außer Teichen und Sumpfland kein natürlicher Schutz gegen Feindgewalten sich bot. Deshalb baute man das bäuerliche Anwesen gern inmitten von inselbelebten Teichen oder „umzingelte“ es mit Wassergräben, die man zu Teichen erweiterte. Wie viele der Adels Häuser, so kennen noch jetzt nicht wenige Bauernhäuser im Münsterlande eine solche Umwehrung, oftmals eine doppelte, also einen Außen- und Innenringel, wie es im Plattdeutschen heißt (Außen- und Innenumzingelung).

Architektonisch wertvolle Bauanlagen sind unter diesen Wasserburgen ebenso häufig zu finden wie schlichte Anlagen, die kaum mehr als steinerne Bauerngehöfte mit einer Umwehrung darstellen. Typisch ist bei allen, daß die Gebäudeanlagen den Grundriß zu etwa drei Viertel bis drei Fünftel der Umgrenzungslänge einfrieden. Das verbleibende Stück ist durch eine Mauer gegen die Außenwelt abgeschlossen, so daß man nicht in den Hof, wohl aber aus den Fenstern der Hoffront auf die Umgebung, also den Teich und den nie fehlenden, dem Teiche angeschlossenen Park sehen kann.



Schloß Krickenberg.

Die großartigsten Anlagen sind im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entstanden, und zwar handelt es sich hier meist um Umbauten der älteren Burgen zu Schlössern. Prachtvoll, schon durch seinen Turm, der König aller westfälischen Burgtürme, ist Schloß Raesfeld, das nach den Plänen des Kapuziners Michael van Gent, einem sehr befähigten flandrischen Baumeister, 1642 für den Grafen von Velen erbaut wurde. Das burgenhafteste aller Adels Häuser im Münsterland ist Wischering zu Lüdinghausen, aber auch Schloß Gemen bei Borken. In der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, als der harmlose Deutsche an keinen großen Krieg mehr glaubte, weil des Jammers dreißig Jahre über die Massen gewesen war, entfernten sehr viele Adelige den wehrhaften Charakter ihrer Häuser und bauten sie in prunkhafte Schlösser um, die vereinzelt äußerst prächtige Ausgestaltung erfuhren, zumal in der Barockzeit durch die vermögenden Bischöfe sowie einzelne reiche Adelsgelechter auch viele fremde Baumeister nach Westfalen kamen und viele Italiener die Räume mit kostbaren Stukkaturen schmückten. Einen überaus fesselnden Anblick gewährt das aus einer Burg umgebaute Schloß Darfeld.

Einzelne der Schlösser erlebten kurze Blütezeiten von bemerkenswertem Glanze. So Schloß Burgsteinfurt, dessen gewaltiger Wildpark einen großen Teich enthält. In diesem Park wie auf den vier in dem Teich gelegenen Inseln zauberte der Graf Ludwig von Bentheim (1780—1817) ein Rokoko-paradies mit zum Teil anmutigen, teils aber auch großartigen Wasserkünsten hervor. Da ragte eine Fontäne, deren Wasserstrahl bis 30 Meter hoch sprang, da war ein gewaltiger Wasserbehälter, auf pyramidenartigen Steinpfeilern ruhend, der drei nach oben hin kleiner werdende Behälter übereinander enthielt und in einem Aussichtsturm endete. Das erforderliche Wasser wurde aus dem Bache Aa in die Behälter mittels eines Schöpfrades von 30 Meter Durchmesser hinaufgehoben. Über die künstlichen Felsen der Turminsel rauschte ein Wasserfall, desgleichen über die Raben und Segel eines Prunkschiffes der Urioninsel. Die Roseninsel war berühmt durch ihren Blumenflor, und eine kleine Flotte mit türkisch, venezianisch und chinesisch gekleideten Ruderern in entsprechend geschmückten Barken diente zur Ergözung der zahlreichen vornehmen Fremden, die dies kleine westfälische



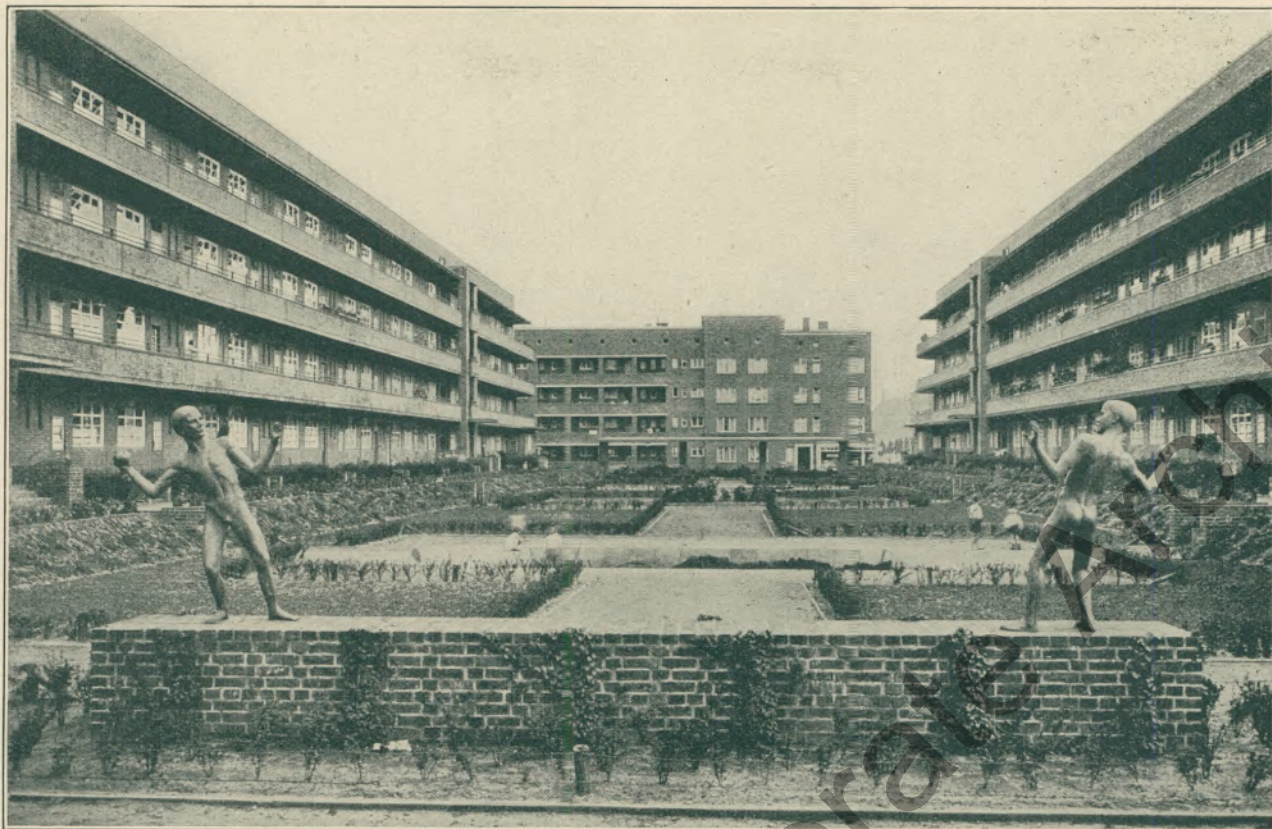
Schloß Anholt.

Eden zu sehen kamen. Heute wandelt Frau Melancholie an diesen längst verfallenen Stätten höfischer Lust.

Das prächtigste aller westfälischen Wasserschlößer ist das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von dem Holländer Laurenz Pictorius erbaute Schloß Nordkirchen, das sich der münstersche Fürstbischof Christian von Plattenberg errichten ließ. Auch dieses Schloß hat allen Pomp der damaligen Zeit mit prunkenden Gondelfahrten auf seinem ausgedehnten Wasserspiegel, Feerien und Fackelreigen im Park, Feuerwerk auf dem Wasser erlebt, und nicht mit Unrecht kann man es im übertragenden Sinne das „westfälische Versailles“ nennen. Trotz des starken Verfalls wirkt die parkumhüllte Vornehmheit dieses zauberischen Platzes nach. Man blickt über geräumige, leere Rasenflächen mit darauf verblühenden Rosenrondells, wandelt durch dunkle Hecken zu efeuumklammerten Gartenhäuschen und an bemoosten nackten Götterfiguren vorbei, die aus gelb und rot lohenden Blätterteppichen aufleuchten. Einsam ruht das Schloß hinter dem unendlich groß erscheinenden Wasserspiegel und den in ihn hineingebauten Lustgärten. Aber es fehlen die bewimpelten Nachen mit den im Wasser nachschleifenden Teppichen und Blumenkränzen und die gepußten Damen und Herren in Puderperücken. Die

Marmorrampen am Ufer sehen keine festliche Gesellschaft mehr in bunte Nachen steigen.

Wo Burgsteinfurt und Nordkirchen gepriesen werden, darf Anholt nicht fehlen. Hier vermählt sich die Lichtheit des Himmels mit einem eigentlich nicht schönen und auch nicht eigentlich stattlichen, aber doch weder reizlosen noch unbedeutenden Schloß. Dieses schiebt rundum einen gewaltigen, hellblanken Wasserplan zwischen sich und das Land und greift mit ein paar noch mit den alten Balkenaufzügen verschönten Brücken zum Festlandufer. Der Park, der das breitstämmig in die Erde gepflanzte Schloß von drei Seiten umfängt, ist einer der großartigsten in Deutschland, adelschön bis in die entferntesten Winkel hinein. Die großen Baumalleen von einer Würde, die Staunen auslöst, die schattenreichen Gruppen, die ab- oder ansteigende Wege aufnehmen und kleine Plätze mit Steinbänken, Rosen- oder Stechpalmenbüschen in sich schließen, sind vornehm wie in Galakleidern der Pompadourzeit daherstolzierende Damen des Hofes. Ein Wunder für sich allein sind schon die feinen Baumkulissen, die in die duftig holländischen Landschaftsfernen hineinleiten. Das Schloß und sein Wasserring sind inmitten dieses Parks der blühende helle Edelstein in einer feinen gemalten Emaille holländischer Art.



Ein neuer Laubengang-Wohnblock in Hamburg.
Gartenseite. Im Vordergrund zwei Plastiken: „Ballspielende Knaben“.

Photothek.

Neues Bauen, neues Wohnen.

Von Dr. Hilde Grünbaum-Sachs.

Auch auf die moderne Bauweise trifft das Wort: „Gescholten viel und viel gepriesen...“ zu. Man wirft ihr Mangel an Solidität vor, unerträgliche Schalldurchlässigkeit und vieles andere mehr, während auf der anderen Seite die Fülle von Licht und Luft, die ebenso praktische wie den Augen und Nerven wohltuende Schlichtheit der Ausstattung zur neidlosen Anerkennung zwingt. Tatsächlich haben beide Arten von Kritiken recht. Die Unzufriedenen würden aber ihre Beschwerden leichter tragen, wenn sie sich klar machen würden, daß angesichts der Wohnungsnot jeder Inhaber einer Neubauwohnung ein Gewinnlos gezogen hat, und daß es angesichts des allgemeinen Wohnungselends keine andere Forderung geben kann als möglichst rasch, möglichst viel und möglichst billig zu bauen — wobei dann mancherlei Mängel unvermeidbar sind.

Unbedingt notwendig ist

allerdings, aus den Neubauten, die unter dem Druck des Spar-
samkeitsgebotes errichtet werden, das Bestmögliche heraus-
zuholen. Hat doch nicht selten gerade der an sich böse Zwang
zur Einschränkung manches Gute gezeitigt. Nie hätten die

Einbaumöbelschnell-
gang gefunden, wenn nicht
die Verkleinerung der Räu-
me zur denkbar größten
Ausnutzung auch der klein-
sten Ecke gezwungen hätte.
Allerdings dürften sich die
Vorteile baulicher Fort-
schritte nur dann voll aus-
wirken, wenn Hausfrau und
Architekt sich um gegen-
seitiges Verständnis bemü-
hen. Wie sich die Arbeits-
wege in der Hauswirtschaft
normalerweise abspielen,
welche Forderungen in be-
zug auf Himmelsrichtung
und Sonnenschuß in unse-
ren Breiten erfüllt werden
müssen und vieles mehr
vermag jede Hausfrau aus
eigener Erfahrung am
Besten zu beurteilen, und ein
Gedankenaustausch über
die Möglichkeit der Ein-



Die neuen Laubenganghäuser der Stadt Hamburg.
Straßenseite. (Vgl. den Vermerk zu dem unteren Bild der folgenden Seite.)



Die „Wohnstadt Karl Legien“ in Berlin.

Photothef.

Zur Erinnerung an den verstorbenen Führer der freien Gewerkschaften Karl Legien ist ein in Berlin errichteter neuer Wohnblock „Wohnstadt Karl Legien“ benannt worden. Der nach den Plänen Bruno Lauts errichtete Wohnblock enthält 1100 Wohnungen und ein Waschhaus.

ordnung von Wünschen in die Wirklichkeit würde für beide Teile, für Hausfrau und den Architekten, von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein. Denn: der Architekt baut das Haus, die Hausfrau ihrerseits hat die Aufgabe, nicht nur die Mängel zu sehen, sondern auch die guten Absichten des Architekten zu erkennen und ihnen durch ihre praktische Mithilfe zur vollen Auswertung zu verhelfen.

Zwei Dinge sind es, durch die vor allem der Nachteil der kleinen Zimmermaße in hohem Grade mehr als ausgeglichen werden kann, und zwar:

1. durch denkbar größte Licht- und Luftzufuhr,
2. durch geschickte Raumausstattung.

Die moderne Bauweise wendet zwei Mittel an, um soviel Licht und Luft wie irgend möglich eindringen zu lassen. Sie sieht sehr große Fensterflächen vor und gibt uns weiße oder ganz hellgefönte Wände.

Auf diese guten und hygienischen Absichten der Architekten geht ein Teil unserer Hausfrauen noch nicht genügend ein. Sie sind von früher her den Anblick von Fabrik- schloten und dunklen Mauern gewöhnt und haben aus jener Zeit die Gewohnheit beibehalten, durch tiefhängende Querstreifen und Seitendra- perien aus schweren Stoffen die Aussicht zu verhängen. Dieses Bestreben ist begreiflich in der großstädtischen Miets- kaserne, obwohl auch hier das Zimmer dadurch nicht hygie- nischer wird, aber der freie Ausblick in der Vorstadtsied- lung braucht doch nicht ver- barricadiert zu werden, nur „weil man es früher auch nicht

anders gemacht hat“. Schlichte, fransenlose, möglichst nur bis zum Fensterbrett reichende Seitenschals, die gleichzeitig den praktischen Zweck erfüllen, abends vorgezogen zu werden, alles aus licht- und waschechtem Stoff, dazu allenfalls ein ganz schmaler Querstreifen ist das, was den neuen Wohnungen ange- messen ist. Es gilt, alles Licht hereinzulassen, das der Architekt den Bewohnern zugedacht hat, und es gilt ferner, es im Zimmer festzuhalten, indem man die hellen Wände beibehält, die das Licht zurückstrahlen. Es ist ein Irrtum, zu meinen, ein Zimmer mit dunklen Wänden sei wohlicher; nein es ist nur unfreundlicher als ein solches mit hellen Wänden, weil die dunkle Farbe das Licht aufschluckt. Man braucht allerdings, wenn man nicht daran gewöhnt ist, eine Zeitlang, bis das Auge sich körperlich und seelisch „eingeföhlt“ hat.

Darum sollte man die Mieter in Neubauten bitten, nicht vor Ablauf eines halben Jahres die Wände zu verändern. Viele, die sich zunächst nach der dunkelgemusterten Tapete zurücksehnen, werden nach kurzer Zeit anderen Sinnes werden. Sie werden empfin- den lernen, daß in den kleinen Räumen der Verzicht auf alles Bunte, Starkfarbige die Nerven zu wohlthätiger Ruhe kommen läßt. Auch wird der aufmerksamen Hausfrau nicht entgehen, daß die Elektrizitäts- rechnung mit der Helligkeit der Wände niedriger wird. Kein Wunder: je heller die Wände, um so größer die Ausnutzung des Tageslichts. Und das ist nicht nur ein Vorteil für die Wirtschaftskasse, nein, es ist auch unbenutzt für die seelische Stimmung der Familienmit- glieder von Bedeutung. Wie



Das erste Laubenganghaus in Berlin.

In Berlin-Steglitz geht das erste Berliner Laubenganghaus seiner Voll- endung entgegen. Die Wohnungen im Erdgeschoß sind von der Straße wie bei einem Einfamilienhaus zugänglich. Sämtliche Obergeschosse sind dagegen mit einem Laubengang, der an der Außenfront des Hauses ent- lang führt, versehen, so daß man die einzelnen Wohnungen vom Lauben- gang aus betreten kann.

alle Naturwesen: Pflanzen, Tiere, primitive Völker zur Zeit der dunklen Tage matt sind und in dem Maße aufleben, in dem die Tage länger werden, so ist auch für den Kulturmenschen jedes Mehr an natürlichem Licht ein belebendes Moment.

Auch die Fülle der Bilder, besonders in schweren, geschnittenen Goldrahmen, stört die Ruhe des Zimmers um so empfindlicher, je kleiner es ist. Man sollte in den ersten vier Wochen überhaupt kein Bild aufhängen, um erst einmal den Raum auf sich wirken zu lassen, und dann nur aufhängen, was den Bewohnern wirklich lebendiges Bedürfnis ist. Das Einschlagen der vielen Nägel kommt immer noch zurecht, und die Wand leidet nicht darunter, wenn sie einige Wochen darauf warten muß. Sehr häufig wirken die kleinen Wände buchstäblich wie gespielt, Bild hängt neben Bild, und kein Mensch bemerkt sie überhaupt noch, mit Ausnahme der Hausfrau, wenn sie sich notgedrungen beim Staubwischen mit ihnen abgeben muß.

Luft, Licht, Ruhe schenkt uns der moderne Architekt durch große Fenster und helle, ungemusterte Wände. Die Hausfrau hat nichts anderes zu tun als diese drei Schätze für Körper und Seele zu erhalten.

Ihr Verständnis für edlere Wohnsitten zeigt sich sehr deutlich auch in ihrem Geschick bei der Raumausstattung.

Schon ist eine ganze Klappmöbelindustrie aufgekommen, die sich in den letzten Jahren außerordentlich verbessert hat. Kannte man früher nur Klappstühle und -tische zur Benutzung im Freien (Garten, Balkon), so findet man heute immer häufiger Reserveklappstühle für das Zimmer, klappbare Schreibflächen und vor allem Klappbetten. Wenn diese nur durch einen lichten Vorhang tagsüber verdeckt sind, bedeuten sie einen erheblichen hygienischen Vorteil gegenüber den alten Schrankbetten und Schlafsofas, die keine Lüftung zulassen.

Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß moderne Wohnungsgestaltung mit ihrer Forderung nach Schlichtheit den Schönheitssinn vergewaltigt. Ganz im Gegenteil! So verblüffend es klingen mag: man erzielt schönere Wirkungen, wenn man beim Einkauf von Möbeln nur auf die Zweckmäßigkeit achtet, als wenn man sich durch das gefällige Aussehen betrieblen läßt.

Wenn sich die Hausfrauen einmal innerlich und äußerlich auf die Aufgabe eingestellt haben werden, die die Verkleinerung der Wohnung mit sich bringt, so werden viele eine überraschende Erfahrung machen, die Erfahrung nämlich, daß Verkleinerung noch lange nicht Verschlechterung bedeutet, und daß ein wohldurchdachter kleiner Raum mit einigem Nachdenken sehr viel wohlicher zu gestalten ist als der pompös ausgestattete große „Salon“ alten Stils.

Die Großsiedlung Bad Dürrenberg.

Von Dr. Hilde Grünbaum-Sachs,

Sachbearbeiterin in der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen.

In Dürrenberg wird zur Zeit für die Angehörigen der Leuna-Werke eine Großsiedlung von tausend Wohnungen fertiggestellt, die in mehr als einer Hinsicht Beachtung be-

anspruchen darf. Der Architekt ist Alexander Klein, die Bauausführung liegt in den Händen der Allgemeinen Häuserbau A.G. von 1872. Bauherr ist der Landkreis Merseburg.



Luftbild der Großsiedlung Bad Dürrenberg (Kreis Merseburg),
die insgesamt 1000 Wohnungen zum Preise von 37 bis 70 Mark umfaßt.

in der Rechtsform einer Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft m. b. H., Landkreis Merseburg.

Wenn man die Anlage überblickt, bemerkt man schon in dem noch unfertigen Zustand, daß mit Erfolg versucht wird, die Eintönigkeit des Zeilenbaues zu mildern. Die Zeilen sind in Abständen von etwa 100-m-Blocks unterbrochen, und in der Mitte der Siedlung wird eine Planschwiese angelegt. Die Verwendung zweier bis dreistöckiger Gebäude belebt die Horizontale.

Vom hauswirtschaftlichen Interessenstandpunkt stellt die Siedlung einen nicht leicht zu überschätzenden Fortschritt dar. Klein ist einer der wirklich fruchtbaren Theoretiker unter den Architekten der Gegenwart. Theoretiker im besten Sinne! Die Theorie dient ihm nur dazu, eine größere Planmäßigkeit herbeizuführen und so den Wohnwert des fertiggestellten Gebäudes zu erhöhen. Der Gedanke, von dem er bei allen seinen Wohnungen ausgeht, ist folgender: Die Wohnung dient zum Schlafen, Wohnen, Essen, Kochen und Waschen. Diese Funktionen müssen von verschiedenen Familienmitgliedern zu gleicher Zeit ausgeübt werden können, ohne daß man sich gegenseitig fortwährend ins Gehege kommt. Danach werden Grundriß, Himmelsrichtung und Lage der Räume zueinander bestimmt. Die Größe der einzelnen Zimmer wird nach der Kopfszahl bemessen, und zwar wird für jeden Typ



Die Fünzimmerwohnung für 62,36 Mark Monatsmiete.

Die Wohnung Typ C 7 der Großsiedlung
Bad Dürrenberg (Gesamtfläche 74,67 qm).

Oben: Blick vom Wohnraum auf die Ebnische mit eingebauten Schränken und Durchreiche. Der Vorhang gibt die Möglichkeit, die Ebnische vom Wohnraum abzutrennen. Auch die Ebnische ist vom Korridor aus direkt durch eine Tür zu erreichen, so daß eine direkte Verbindung vom Flur aus mit der Ebnische und Terrasse besteht, ohne den Wohnraum betreten zu müssen (vgl. untenstehenden Grundriß).

Links: Wohnraum der Fünzimmerwohnung Typ C 7. Ruheplatz mit Blick auf das Ebnisfenster.

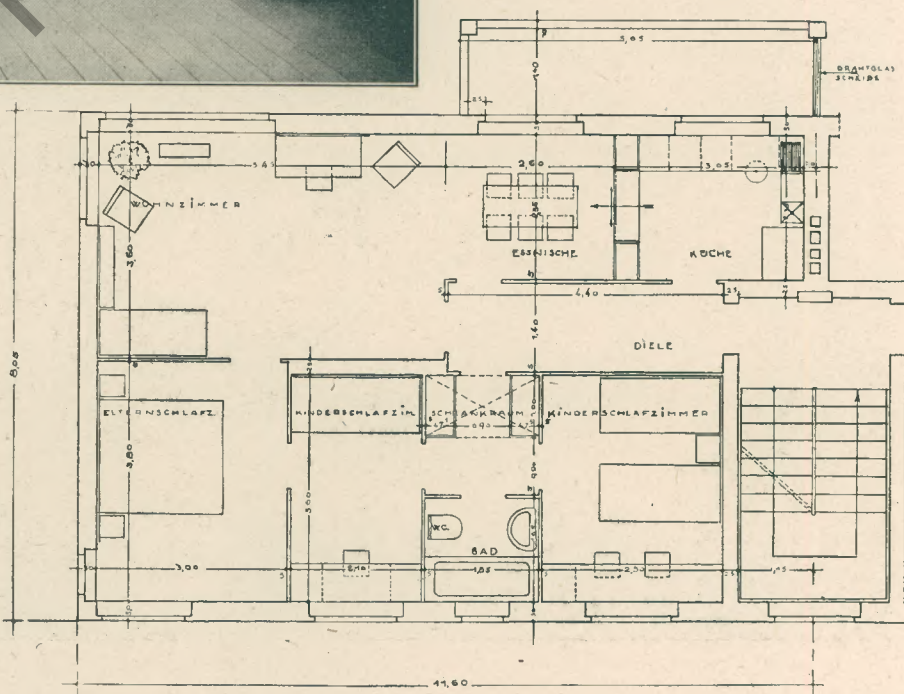
Unten: Grundriß der Fünzimmerwohnung Typ C 7.

eine zusätzliche Bettmöglichkeit vorgesehen, damit gelegentlich ein Logiergast aufgenommen werden kann und bei Familienzuwachs nicht sofort ein Wohnungswechsel notwendig ist.

Durch schärfste Disposition gelingt es, auf einer Fläche von 74,67 qm unterzubringen: Wohnraum, Ebnische, Elternschlafzimmer, zwei Kinderschlafzimmer, Bad, Schrankraum, Küche und Balkon.

Die billigste Wohnung — monatlich 37,41 M. — bietet bei einer Fläche von 41,72 qm: Wohnraum, Schlafzimmer (durch Schiebetür zu einem großen Raum zu vereinigen), Küche, Bad, Balkon und einen wenn auch sehr kleinen Schrankraum.

Aber nicht die kühle Berechnung lediglich auf Grund raumwirtschaftlicher Erwägungen war bei diesen Wohnungen maßgebend, sondern man spürt überall das feine Gefühl für die psychologischen Bedürfnisse des

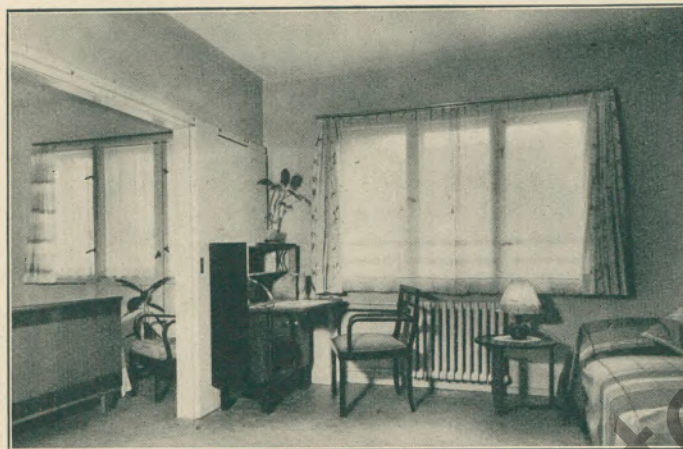


Menschen; so in der wohlthuenden hellen Farbgebung, der nahezu quadratischen Form der Küche (wieviel wird heute noch durch das unerträgliche Handtuchformat gesündigt!) und nicht zuletzt in der wohlthuenden Fensteranordnung im Wohnzimmer. Im rechten Winkel stoßen die Fensterflächen des Schlaumes zusammen und ergeben so eine ununterbrochene Lichtquelle, die eine andere Stimmung erzeugt, als wenn dieselben Fensterflächen in einheitlicher Front lägen. Es ist, als ruhte man, vom Wind geschützt, auf einem verglasten Balkon.

Die Siedlung unterscheidet sich von den üblichen Wohnbauten auf das vorteilhafteste dadurch, daß hier einmal der Architekt, der die Entwürfe gemacht hat, den Bau bis zur letzten Fertigstellung verantwortlich überwacht. So sollte es eigentlich immer sein. Die Regel ist leider, daß entwerfender und bauleitender Architekt und Installateur und die verschiedenen Handwerker ohne Fühlung miteinander arbeiten. Dadurch verteuert sich nicht nur der Bau (kaum ist z. B. der Maurer fertig, kommen die Rohrleger und reißen die Wände wieder ein), sondern den Schaden haben die Bewohner zu tragen, wenn beispielsweise die Herdgröße nicht in den Küchenraum paßt, die Türen nach der falschen Seite aufschlagen, der Speiseschrank wegen fehlender Entlüftung nach außen als solcher nicht zu gebrauchen ist u. dgl. mehr. Hier ist endlich einmal gezeigt, wie der verantwortliche Architekt bis ins letzte (Fernheizung, Warmwasserversorgung, zentrale Waschküche) alle Kleinigkeiten durchdenken, disponieren und in der Ausführung überwachen sollte.

Vorzüglich ist die Ausstattung der Wohnung. Die Treppen sind Eiche furniert. Über die Schönheit und Dauerhaftigkeit dieses Materials bestehen keine Meinungsverschieden-

heiten, nur fand man bisher immer, daß es für einfache Wohnungen zu teuer sei. Nun liegt es doch aber so, daß die Treppen um so mehr beansprucht werden, je bescheidener die Mietwohnungen sind, und deshalb ist es zu beklagen, daß gerade an dieser Stelle bisher gespart wurde. Auch die Wohnungen von nur 37,41 RM. Wohnungsmiete sind mit Einbauwannen ausgestattet (gewöhnliche Backsteine, mit Zement verputzt und Ölfarbe überstrichen). Die Küche hat



Dreizimmerwohnung
in der Großsiedlung Bad Dürrenberg.

Blick auf den Arbeits- und Ruheplatz des Wohnraumes und in das Schlafzimmer bei geöffneter Schiebetür. Die Schiebetür dient dazu, um der kleinen Wohnung eine gewisse Weiträumigkeit zu geben (Typ L). Gesamt-nußfläche 41,72 qm, monatliche Miete 37,41 Mark.

eine Durchreiche mit Geschirrschrank (Schiebetüren), ferner drei eingebaute Schrankteile mit Schubkästen und Ausziehbrett. Diese Küchenausstattung hat verhältnismäßig wenig gekostet, nämlich 320 bis 330 RM., und soll nach Kleins Berechnung noch erheblich preiswerter herzustellen sein. Den Möbelleverantender Gegend, die für ihre prächtigen Büfets und Schränke Absatz erhofften, bedeutete der Einbau von Küchen-, Kleider- und Wäscheschränken eine arge Kränkung. Der einen oder anderen Hausfrau, die an ihre alten Möbel gewöhnt ist, mag die Trennung zunächst schwer fallen. Aber die jungen Paare, die noch vor der Anschaffung stehen, werden nichts als Vorteile davon haben, und schließlich werden auch die älteren bald finden, daß die frei stehenden Möbel durch ihre Ansprüche an Platz und Säuberung ein großer Ballast gewesen sind, den man besser nicht mehr zurückwünscht. Die Fabrikanten haben schon schwierigere Umstellungen mit glänzendem Erfolg geleistet als die Umstellung von der Herstellung freibeweglicher zu der eingebauter Möbel. Sie sollten sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Absatz für freibewegliche Schränke sich mehr und mehr auf die Mieter von Altwohnungen einengt, und daß bei den Neubauwohnungen die Zukunft den Einbaumöbeln gehört.

Der Sonderling.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte so viel Geld, daß er es gar nicht zählen konnte; und weil er so reich war, galt er als sehr vornehm. Und doch steckten die Leute manchmal die Köpfe zusammen und lachten heimlich über ihn; denn er hatte eine seltsame Gewohnheit, von der er nicht lassen konnte: wenn er ein Fest veranstalten wollte, dann griff er nicht in seinen eigenen Schatz, sondern ging zu seinen ärmeren Nachbarn und bat sie, ihm Geld zu borgen. Diese lachten im stillen natürlich auch, aber weil er so vornehm war, ließen sie sich das nicht merken und schossen ihm die gewünschte Summe vor. So „hing“ er eigentlich dauernd bei ihnen, denn die Feste und Schmäuse in seinem Hause hörten nie auf.

Nicht wahr, das war ein wunderlicher Mann? Wenn ihr mir aber nicht glauben wollt, daß es den gab, weil ihr ihm nie begegnet seid, dann will ich euch das Geheimnis verraten: Der reiche Mann lebt noch heute; es ist der — Deutsche, und die ärmeren Nachbarn sind der Franzose, der Engländer, der Italiener, der Spanier, und wie sie sonst alle heißen mögen, bei denen der Deutsche borgt. Oder ist's nicht wahr? Die deutsche Sprache hat nach sorgfältigen Zählungen etwa eine halbe Million Wörter, die andern jede etwa nur den vierten Teil davon, und doch gehen wir zu ihnen und borgen! Aber woher denn der außerordentlichen Reichtum des Deutschen vor den andern Sprachen? Von seiner

erstaunlichen Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden. Da werden die Wörter nicht etwa nur nebeneinander gestellt wie im Englischen, sondern sie verwachsen völlig miteinander, und aus den zahlreichen Ehen, die so geschlossen werden, gehen noch weit zahlreichere Kinder hervor, die wieder ihr eigenes Leben führen und neue Verbindungen eingehen. Und diese reichste Sprache der Welt borgt, einer wunderlichen Laune, nicht der Notwendigkeit folgend: beim Französischen auf allen Lebensgebieten, beim Englischen auf dem des Sports, aber in immer steigendem Maße auch sonst, beim Italienischen auf dem Gebiet der Musik, trotz der ernstlichen Bestrebungen Beethovens und Richard Wagners, dem ein Ende zu machen, beim Spanischen auf dem des Zigarrenhandels; und wo der Deutsche gar im Auslande in engere Berührung mit fremden Völkern kommt, da macht er weitere Anleihen: beim Polnischen und Russischen, beim Portugiesischen und Holländischen, und selbst die Sprachen niedrig stehender Völker anzubetteln verschmäht er nicht, wie das aus unseren kolonialen Zeiten ja noch erinnerlich sein wird. Wem das alles recht und gut erscheint, der möge dabei bleiben; wer das aber als eine Narrheit ansieht, der wird nicht länger der wunderlichen Sitte huldigen: zu borgen, was er selbst in Fülle hat.

Canth (b. Breslau).

Richard Palleske.

Glück und Erfolg.

Von Oberingenieur Tramm, Berlin-Tempelhof.

Es gibt im Leben keine „todssichere“ Sache. Ein wenig Glück ist immer dabei. Wir leben vom Glauben an Möglichkeiten. Was wir tun können, ist, den Grad der Sicherheit zu erhöhen. Glück ist ebenso gesetzmäßig wie Unglück. Die Lebensversicherungen berechnen genau, wieviel Menschen einem Unfall zum Opfer fallen und wieviel an bestimmten Krankheiten sterben. Auch wir können nach unserem Verhalten unsere Glücks- oder Unglückschance bestimmen. Es gibt Lieblinge des Glücks, aber sie stehen nicht in Reih und Glied, denn sie wissen, daß man dort alle Chancen gegen sich hat. Will man Glück und Erfolg haben, so muß man sich von der Masse irgendwie unterscheiden. „Die Masse an sich hat niemals Glück“, sagt H. N. Casson. Für die meisten Erfolgreichen bestand das Glück darin, sich in irgendeiner Weise hervorzutun, etwas mehr zu tun als die anderen. Es gibt nur sehr wenig Menschen, die dies tun wollen. Die meisten ziehen es vor, die breite Straße des Mißerfolges zu wandeln. Das Glück tappt keineswegs im dunkeln. Es ist Sache der Bildung, der Schicklichkeit und der guten Vorbereitung. Es heißt immer und überall: Auf der Lauer sein! Mit der Zeit kommt das Glück zu jedem, der es verdient.

Die meisten bekämpfen sich selbst durch ihre Minderwertigkeitsgefühle. Sie zweifeln an ihrem eigenen Können. Mit erneuter Verwunderung bemühen sie sich immer wieder, festzustellen, daß sie im Leben „Pech“ haben. Die Ursachen hierfür suchen sie nicht bei sich selbst, sondern bei anderen, oder sie schieben es dem Schicksal oder Zufall zur Last. „Was kommen muß, wird kommen“, das ist ihre Einstellung. Aber die Erfolgreichen wissen, daß Schicksal nichts weiter ist als Faulheit und Dummheit. Hiernach ist jeder an seinen Mißerfolgen selbst schuld. Wir dürfen diese nicht den anderen zur Last legen. Wir müssen sie in uns selbst suchen. Fragen wir uns, warum wir keinen Erfolg haben, und sagen wir nicht: „Ich weiß, daß ich keinen Erfolg habe.“ Alles hat seine Ursachen. Der Erfolgreiche weiß auch, daß er mit Mißerfolgen zu rechnen hat. Er nimmt Mißerfolge und Schwierigkeiten als unvermeidlich hin. Er versucht immer wieder von neuem, die günstigen Gelegenheiten zu erkennen und herauszufinden, was an den Dingen nicht in Ordnung ist und wie die Fehler zu beheben sind. Wer Glück haben will, muß nach dem Warum, dem Wie und Wann fragen. Er darf kein Fatalist sein, das heißt: er darf nicht an Vorherbestimmung und das unbeugsame Schicksal glauben. Erfolg liegt im Erfassen günstiger Gelegenheiten. Beim Sport sehen wir, daß Schnelligkeit die Hauptsache ist, um zu gewinnen. Man muß, auch wenn es sich um Sekunden handelt, flinker sein als der schnellste Gegner. Genau so liegt es im Erwerbsleben gegenüber den Gefahren, der Konkurrenz und des Lebens überhaupt. Wer die erfolgreichen und glücklichen Menschen seiner Umgebung betrachtet, wird finden, daß es Leute mit schnellen Entschlüssen sind, die nicht lange das

Für und Wider überlegen. Schneller Entschluß ist für das Vermeiden von Gefahren das wichtigste. Nicht auf das Grübeln und Denken, auf das Handeln kommt es an. Alle Wünsche und alles Sinnen machen uns nicht um einen Pfennig reicher. Wer niemals Mut zeigt, stets zögert und zagt, sich selbst bedauert und bereut, der kann keinen Erfolg haben! Wir müssen von allen unseren Rechten Gebrauch machen, die uns zur Verfügung stehen, denn Erfolg ist nichts anderes als die Stellung, die die anderen uns gegenüber einnehmen. Und wir müssen auch wissen, daß kein dauernder Erfolg jemals ohne Kampf errungen wurde.

Im Leben gibt es keine hundertprozentige Sicherheit. Es hat keinen Wert, auf die festen Gewissheiten zu warten.

Nicht nur der Mensch, alle Lebewesen sind rings von Gefahren umgeben. Leben und Gefahr sind nicht voneinander zu trennen. Es hat also keinen Wert, auf die hundertprozentige Gewissheit zu warten und die Zeit damit zu vertrödeln, weil eben nichts sicher ist. Das ist ein Lebensgesetz. Die Unglücklichen und Erfolgreichen vertrödeln ihre Zeit mit dem Warten auf eine gefahrlose Gelegenheit. Sie versuchen nicht ihr Glück. Jeder hat schon bei Bekannten beobachtet, daß diejenigen Leute Glück haben, die sich vor dem Unglück nicht fürchten und Mißerfolge und Verluste leicht tragen. Im Leben gewinnen wir einmal, das nächste Mal verlieren wir wieder. Je mehr wir uns nun vor dem

Verlieren fürchten, mit um so größerer Gewissheit tritt es erfahrungsgemäß ein. Deshalb ist die Angst eines der größten Hindernisse auf dem Wege zum Glück. Die Angst begünstigt das Unglück. Der Angstliche kann nie ans Ziel gelangen, weil jeder ihn beiseite stößt.

Die meisten Menschen nehmen ihre gelegentlichen Mißerfolge und Niederlagen als endgültig; sie tun nichts, um ihnen in Zukunft zu begegnen; im Gegenteil: sie glauben nach einigen Mißerfolgen an das eigene Unglück und schwächen hierdurch oder töten sogar den Mut und die Ausdauer. Wer mit Zähigkeit Mißerfolgen begegnet, wer die größte Ausdauer im Kampf besitzt, der wird siegen! Zähigkeit ist mindestens soviel wert wie Klugheit. Die Entmutigung vernichtet mehr Menschen als die Gefahren. Wer den festen Vorsatz hat, nicht nachzugeben, ehe das Ziel erreicht ist, wer sich auf einen Mißerfolg nicht zurückzieht, wer Schlappen zum Ansporn für die Zukunft benutzt, dem ist auch das Glück hold. Die Amerikaner sagen: „Es ist eine sichere Sache, von Pessimisten zu kaufen. Man kauft zu niedrigen Preisen!“ Die Pessimisten sehen bekanntlich alles von der schlechten Seite an und unterschätzen infolgedessen den Wert der eigenen Ware. Der Erfolgreiche weiß — und das Leben der Erfolgreichen beweist es —, daß eine Unzahl von Mißerfolgen zu überwinden ist, ehe der Erfolg erreicht ist. Erfolge wollen errungen sein. Im Leben gibt es nur wenig ernstliche Schwierigkeiten, die nicht zu überwinden sind!

Wie du handelst, so bist du!

Sage mir, an welchen Büchern Freude du empfindest —
Und ich werd' dir sagen, wer du bist.

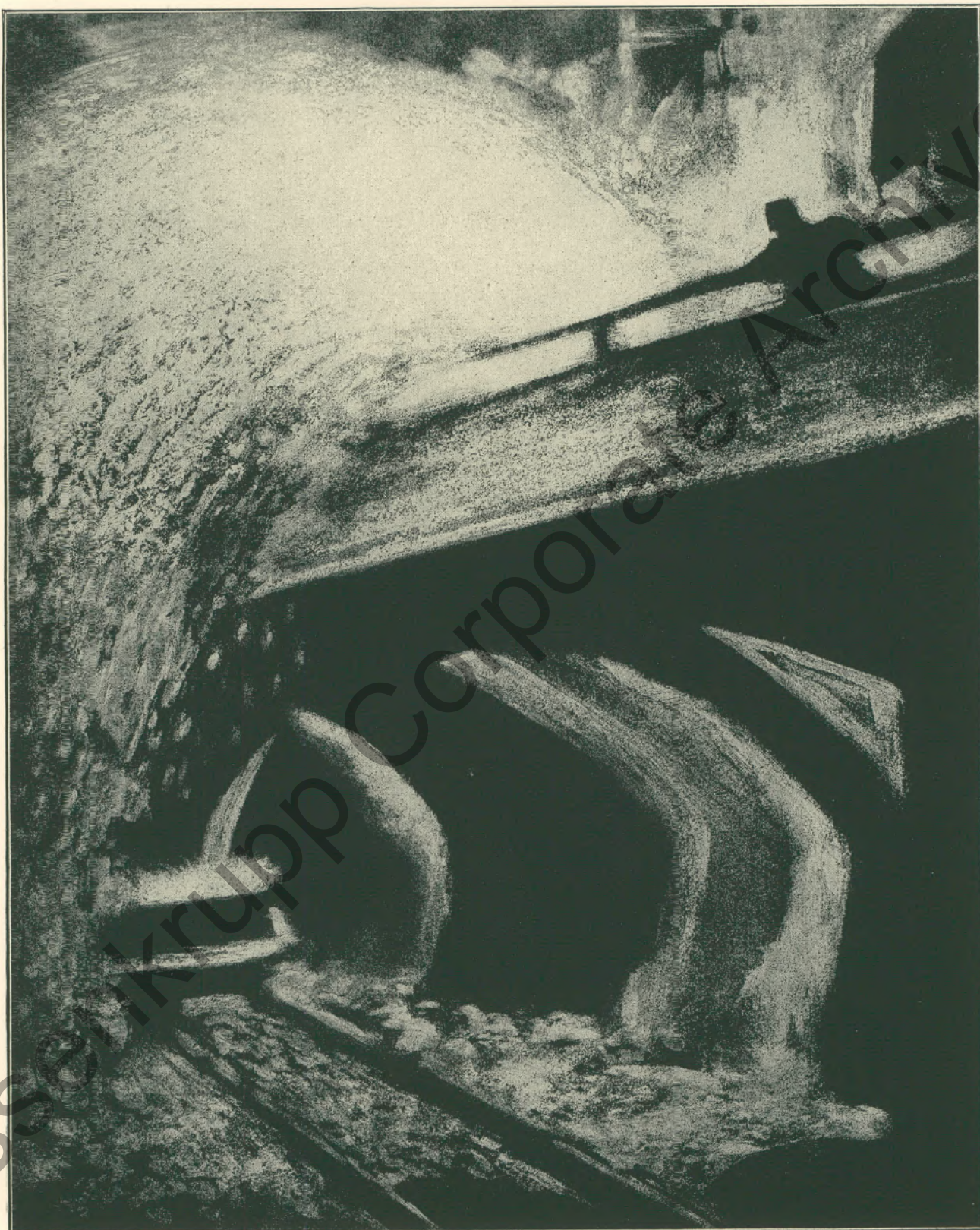
Sage mir, mit welchen Menschen du verkehrst —
Deine innere Artung ist mir dann gewiß.

Sage mir, an welchen Bronnen du dein Sehnen stillst —
Und ich werd' dir sagen, wie du denkst.

Sage mir, in welcher Arbeit du Befriedigung findest —
Und ich weiß, wem du dein Streben schenkst.

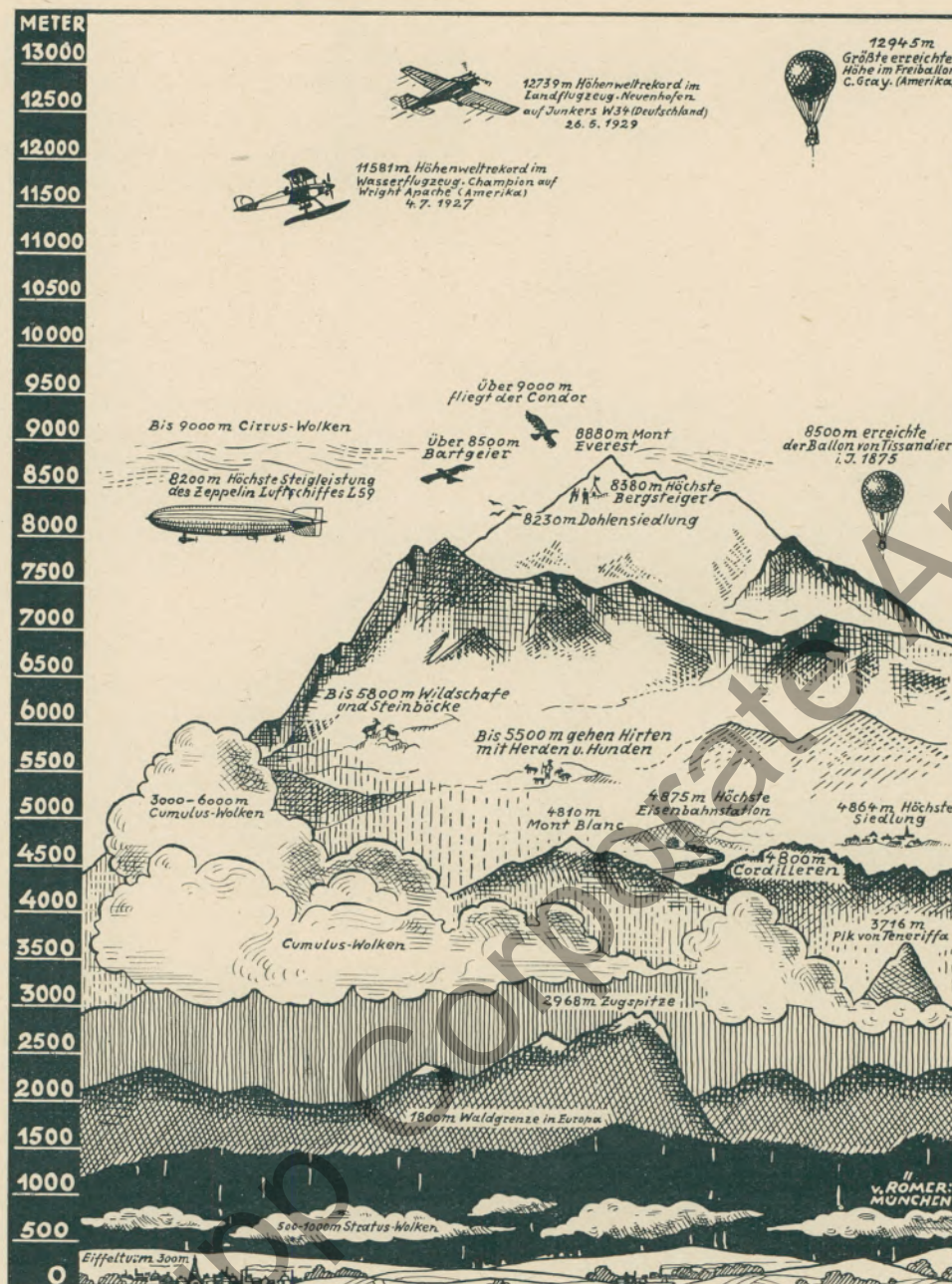
Wisse, Freund, in deinem ganzen Leben
Drückt sich stets dein wahres Ichsein aus.
Nimmer kannst du etwas von dir geben,
Das nicht tritt aus deinem Ich heraus.

H. Endrikat,
Magazinarbeiter auf der Dortmunder Union.



Im Thomasstahlwerk
der Dortmunder Union (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Radierung von Georg Gansz.



Zeichnung: H. u. B. von Römer.

Abb. 1. Das Vordringen des Menschen in die Lufthülle.

Rekordgeschwindigkeit und Stratosphärenflug.

Von Ingenieur Botho von Römer, München.

Mit Abbildungen aus dem Archiv von H. u. B. von Römer.

Wirkung der Geschwindigkeit auf den menschlichen Organismus. — An der 600-km-Grenze. — 13 km Höhe im Freiballon. — Der deutsche Flugzeug-Höhenweltrekord. — Auswertung der Erfahrungen für den Stratosphärenflug.

Die Überwindung von Zeit und Raum durch Erreichung von großen Geschwindigkeiten und die Erforschung der Lufthülle, der sogenannten „Stratosphäre“ über unserem Erdball, sind die beiden großen Probleme, welche heute das Interesse der Allgemeinheit in Anspruch nehmen. Hierbei wirft sich naturgemäß die Frage auf: Welche Geschwindigkeiten und Höhen kann der menschliche Organismus überhaupt ertragen?

Es sei zunächst betont, daß reine gleichmäßige Geschwindigkeit nichts schaden kann. Der Mensch kann jede, auch die größte Geschwindigkeit, wenn sie nur gleichmäßig bleibt, ohne weiteres aushalten. Wir alle rasen ja mit einer Geschwindigkeit von 30 000 Meter in der Sekunde, mitgerissen von der Erde auf ihrem Fluge um die Sonne, durch das Weltall, ohne etwas davon zu bemerken. Wir können auch von dieser Geschwindigkeit nichts wahrnehmen, weil sie infolge ihrer



Abb. 2. Willy Neuenhofen

Inhaber des Höhenweltrekordes für Motorflugzeuge (12739 m).

Gleichmäßigkeit auf unseren Körper nicht einwirkt. Ein weiteres Beispiel: Wir befinden uns in der Luxuskabine eines modernen Großflugzeuges, welches mit 150 Kilometer in der Stunde die Luft durchheilt. In der Kabine selbst bemerken wir von der Fortbewegung gar nichts, erst wenn wir den Kopf zum Fenster hinauslehnen, spüren wir den mächtigen Luftstrom, der von der Geschwindigkeit des Flugzeuges herrührt.

Dasjenige, was für den Menschen fühlbar ist, ihm sogar sehr gefährlich werden kann, ist nicht die Geschwindigkeit, sondern die Änderung der Geschwindigkeit, die wir Beschleunigung oder Verzögerung nennen. Dafür wieder zwei Beispiele: Ein Automobil fährt mit plötzlichem Ruck an (Beschleunigung), die Fahrgäste werden dabei stark an die Rückenlehnen gedrückt. Ein schnellfahrender Eisenbahnzug wird ganz plötzlich abgebremst (Verzögerung), die im Seitengang stehenden Leute werden in der Fahrtrichtung nach vorne geworfen, Gepäckstücke fallen aus den Gepäcknetzen. Auf Grund eingehender Berechnungen wurde ermittelt, daß eine sekundliche Beschleunigung von 25 bis 30 Meter von einem gesunden Menschen auf kurze Zeit ohne Störungen ausgehalten werden kann.

Die Geschwindigkeit, die wir mit Maschinen auf der Erde und innerhalb der Erdatmosphäre erreichen können, ist durch den auftretenden Luftwiderstand begrenzt, denn dieser wächst bekanntlich mit dem Quadrat der Geschwindigkeit. Praktisch heißt das: Wenn z. B. ein Flugzeug seine Geschwindigkeit von 100 auf 300 Kilometer in der Stunde erhöht, so

wächst der Luftwiderstand um das Neunfache. Die Konstrukteure von Rennautomobilen, Motorrädern und Flugzeugen sind deshalb auch dauernd bemüht, den schädlichen Luftwiderstand durch günstigste Formgebung der Fahrzeuge und durch Verkleidung aller im Luftstrom liegenden Teile möglichst klein zu halten (Abb. 1 und 2).

Der heute offiziell kontrollierte Geschwindigkeitsweltrekord im Rennflugzeug beträgt 575,68 Kilometer in der Stunde. Dieser wurde aufgestellt von dem englischen Kapitän Orlebar auf einem Supermarine-Zweischwimmer-Seeflugzeug, welches auch in der letzten Schneider-Trophy siegreich war. Die Rennmaschine war mit einem neuen Zwölf-Zylinder-Rolls-Royce-Kennmotor ausgerüstet, dessen Leistung bei Vollgasflug wohl über 1800 Pferdestärken liegen dürfte (Abb. 4).

Die Angriffe auf diese Höchstleistung werden jedoch jetzt noch täglich von den anderen englischen Piloten auf den eben fertiggestellten Gloster-Rennmaschinen fortgesetzt. Diese Flugzeuge sind ebenfalls Tiefdecker und zeigen als Neuerung lanzettförmige Flügel mit sehr dünnem Tragsflächenprofil. Sie sind ausgerüstet mit dem neuen Napier-Racing-Motor mit Übersechungsgetriebe. Die Stirnfläche des Napier-Motors ist zur Verringerung des Luftwiderstandes noch mehr verkleinert worden. Die Rennleistung wird noch geheimgehalten, doch beträgt sie jedenfalls auch über 1000 Pferdestärken.

Wenn sich dieser neue Flugmotor bewährt, was nach den bisherigen Leistungen seiner Vorgänger kaum zu bezweifeln ist, wird diese neue Maschine auch wieder im Rennwagenbau Verwendung finden.

Die Erfahrungen, welche bei den Flugzeugrennen gemacht werden, werden sich auch im Zusammenhang mit den Ergebnissen der Höhenflugforschung für den geplanten

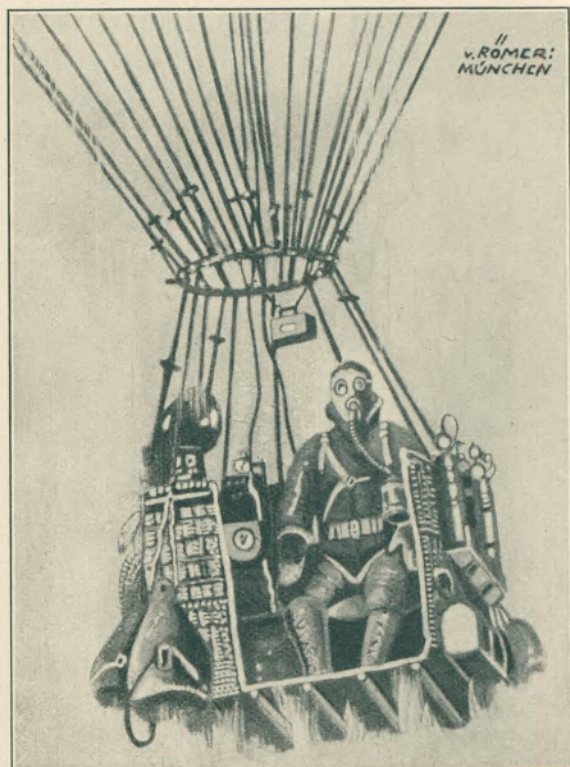


Abb. 3. Schnitt durch die Freiballongondel des amerikanischen Luftfahrers Gray, der 12945 m erreichte. Bei einem Versuch, diese Höchstleistung zu überbieten, stürzte Gray aus 13000 m tödlich ab.



Abb. 4. Das schnellste Flugzeug der Welt, eine „Supermarine“ mit einer Motorleistung von 1800 PS, das eine Geschwindigkeit von 575 km erreichte.

Schnellflugverkehr wirtschaftlich auswerten lassen (Abb. 3). Im Freiballon und im Flugzeug sind schon nahezu 13 000 Meter erreicht worden (Abb. 3). Es ist beabsichtigt, die großen Flugrouten in die luftverdünnten Schichten, die sogenannte „Stratosphäre“, zu verlegen.

Die Stratosphäre, welche von etwa 12 bis 50 Kilometer Höhe angenommen wird, bietet den für den sicheren Luftverkehr sehr bedeutsamen Vorteil, daß sie von Witterungseinflüssen, wie Stürme, Regen, Schnee oder Nebel, ständig frei ist und infolge der viel geringeren Luftdichte dem Flugzeug einen geringeren Widerstand entgegenstellt als die Luftschichten in Erdnähe.

Die zu überwindenden Nachteile sind jedoch die in diesen Regionen herrschende große Kälte und der Mangel an Sauerstoff, welcher für die Insassen und für den Betrieb der Motoren unbedingt notwendig ist. Diese Schwierigkeiten sind jedoch nicht so groß, als daß sie nicht durch technische Hilfsmittel überwunden werden könnten. Alle führenden Sachleute sind sich darüber einig, daß das Fliegen in 12 bis 20 Kilometer Höhe ohne Gefährdung der Insassen möglich ist, da durch hermetischen Abschluß der Innenräume, durch künstliche Lüftung und Heizung der Luftdruck, die Luftzusammensetzung und die Temperatur in normalen Grenzen gehalten werden können.

Der Höhenflug mit unseren bisherigen normalen Flugzeugen erfordert heute allerdings noch ungeheuerer physische und psychische Anstrengungen von den Flugzeugführern, jedoch kann die Forschung solche Pioniertaten für die spätere praktische Auswertung nicht entbehren.

In den letzten Jahren hat man auch in Deutschland wieder der Höhenforschung große Beachtung geschenkt. Die Ver-

suche gipfelten in der Zurückerobierung des Höhenweltrekordes für Deutschland, welcher mit 12 739 Meter von dem Piloten Willy Neuenhofen auf Junkers W 34 gehalten wird (Abb. 2). Die Maschine war mit einem Original-Bristol-Jupiter-Motor mit normalem Bristol-Kompressor und Vergaser ausgerüstet. Die ersten 7000 Meter wurden in 13 Minuten erklimmen, weitere 24 Minuten benötigte das Flugzeug für die nächsten 5000 Meter, und in weiteren 35 Minuten war die Rekordhöhe von 12 739 Meter erreicht.

Als besondere Sicherheitseinrichtung war für den Fall des gefährlichen Einschlafens bei einem Defekt des Sauerstoffgerätes am Steuerrad ein Unterbrecherknopf angebracht, welcher vom Führer bei Nachlassen seiner Kraft betätigt werden konnte und sofort den Motor ausschaltete, so daß das Flugzeug automatisch in den Gleitflug überging. Diese Sicherheitseinrichtung mußte bei dem ersten Versuch Neuenhofens, den Weltrekord zu brechen, tatsächlich in Tätigkeit treten. Nachdem Neuenhofen bereits die amerikanische Rekordgrenze erreicht hatte, riß plötzlich der Schlauch der Sauerstoffzuführung, und der Pilot verlor auf kurze Zeit die Besinnung. Automatisch konnte er noch den Sicherungsknopf am Steuer bedienen und erlangte erst wieder das Bewußtsein, als die Maschine auf 7000 Meter Höhe gekommen war. Der zweite Versuch erst brachte das ersehnte Ziel, den Höhenweltrekord für Deutschland zu sichern.

Für die weitere Höhenforschung dürfte der in der Entwicklung begriffene Raketenmotor eine wertvolle Unterstützung bedeuten. Allerdings müssen erst noch genügend Erfahrungen über die Zusammensetzung und Wirkungsweise der verschiedenen Treibstoffe gesammelt werden.



„Zuf in den Kampf . . .“

Stierkampf.

Von Edmund Erpf.

Mit acht Bildern von Dr. Dr. G. Benzmer.

Tubaton: „Arena frei!“ — Der übliche Aufmarsch der Kämpfer. Unten mitten unter ihnen der einzige Torero in schmucklosem Schwarz unter grauem Sombrero. Auf edelstem andalusischem Pferdchen: der Held des Tages, der berittene Espada, Antonio Cañero . . . el rejoneador . . .

Der allein zurückbleibt im leeren Arenarund, das eingefasst ist von 20 000 Menschen in Hochspannung.

Der ganz allein, vermessen, gemächlich antrabt bis zum Ausgange der toriles, der Stiergehege, aus der die wilden



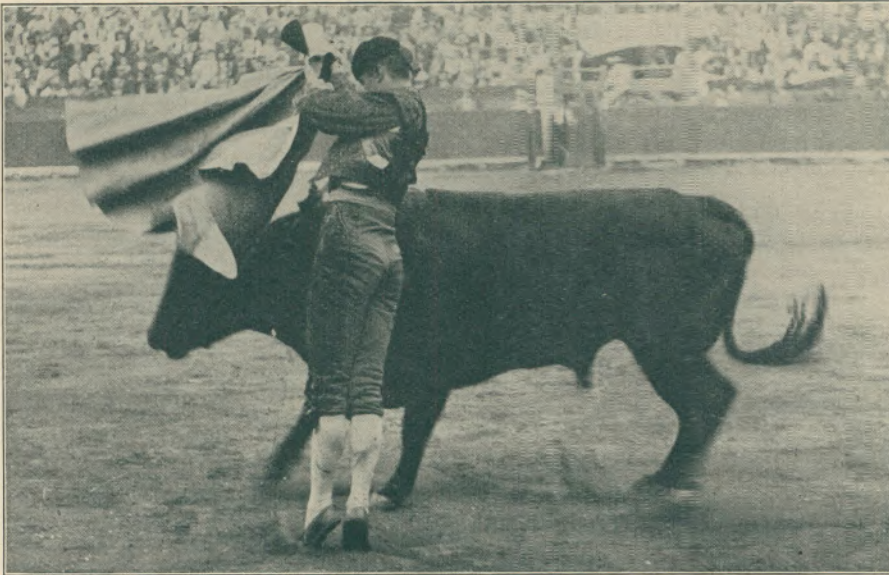
Bestien in die Arena ausbrechen werden.

Witternd steht der feine, kleine Kopf des Pferdes, lauernd der Blick des Reiters zum nahen Tor — starr, bewegungslos — im nächsten Augenblick —.

Fliegt das Tor auf, herein rast schäumend die grauschwarze Bestie. (Fasten und fünf Stunden Aufenthalt in den dunklen Käfigen haben das ihrige getan.)

Blutunterlaufene Augen sehen den drahtigen Reiter auf dem schlanken Pferdchen dicht neben sich — ein behender Ruck des massigen Körpers seitwärts — ein Senken des Kopfes — ein Stoß mit enormer Kraft nach dem Pferdebauch — Schenkeldruck —.

Und an blitzschneller Wendung des Pferdeleibes hartscharf vorbei stoßen die langen, dolchartigen Spitzen ins Freie. Der Schenkelruck — Sprung über den Stier — Stich — Volte! . . .



Reiter lächelt überlegen.

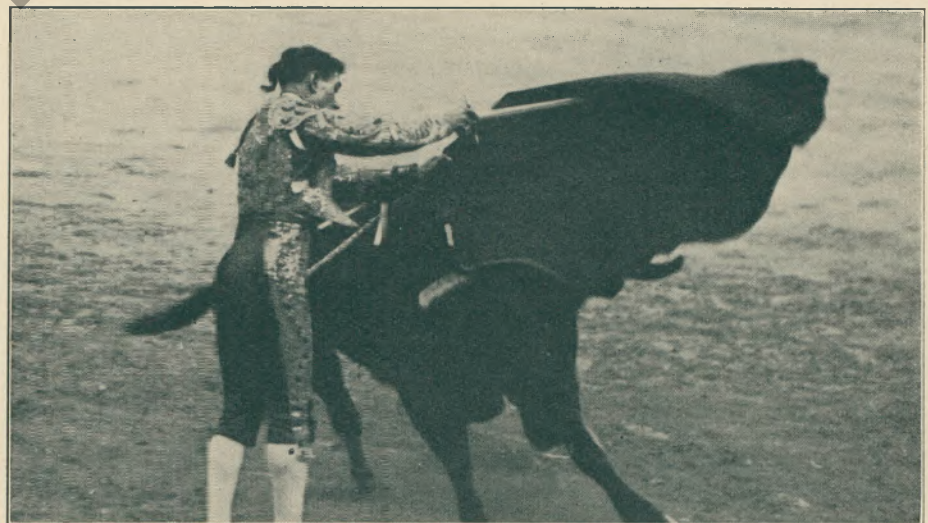
Wendung. Neuer Angriff aus fünf Meter Entfernung.

Hart vor den todbringenden Dolchen wird das Pferd jäh auf der Hinterhand herumgerissen, galoppiert ventre à terre, dicht gefolgt von der rasenden Bestie (ein Straucheln — und Mann und Pferd wären rettungslos geliefert — kein rettender Caparero ist zur Hand).

Nach der halben Arena gibt der Stier auf, für diesmal.

Über die Brüstung weg aber reicht man dem Espada die halbblanke, fahngeschmückte Lanze. Stahlspitze mit Widerhafen.

Lächelnd sieht er hinüber zum grimmen Gegner. Das Pferd zeigt keine Spur von Nervosität, tänzelt kokett durch die Arena, an den lauernden Feind. Auf zwanzig Schritte — fünfzehn — zehn — ein Vorschneilen desselben, Kopfsenken, röchelndes Schnauben — Bruchteil einer Sekunde . . .



Im Nacken des Stieres sitzt die Lanze, krachend zerbricht der starke Holzschaft.

Der Cañero lächelt ruhig. Die Tausende rasen Beifall.

Noch drei Lanzen — dann — Finale —.

Der Espada steigt vom Pferde, salutiert mit Scharlachtuch und Degen vor der Tribüne des Alkalden.

Der Stier wartet auf seine letzte Chance . . . wartet noch, seine letzte Chance abwägend, als ihm das Scharlachtuch in die Augen brennt, unerträglich aufreizend — bis er vorschneilen muß, ins Tuch hinein, unter der Achselhöhle Cañeros hindurch. Luftstoß, fünfmal, sechsmal.

(Der Degen bleibt schamhaft im Scharlachtuch verborgen.)

Und wird plötzlich — langsam — entblößt! Der große Moment ist da — und die letzte und größte Möglichkeit für den Stier.

Zwei Kämpfer stehen sich gegenüber. Aug' in Auge, regungslos, in Stein gehauen. Dunkelrot glüht über dem kraft-

vollen Nacken des Kampfstieres quellendes Blut. Dunkelrot blutig sind die Augen unterlaufen, entschlossen zur letzten,

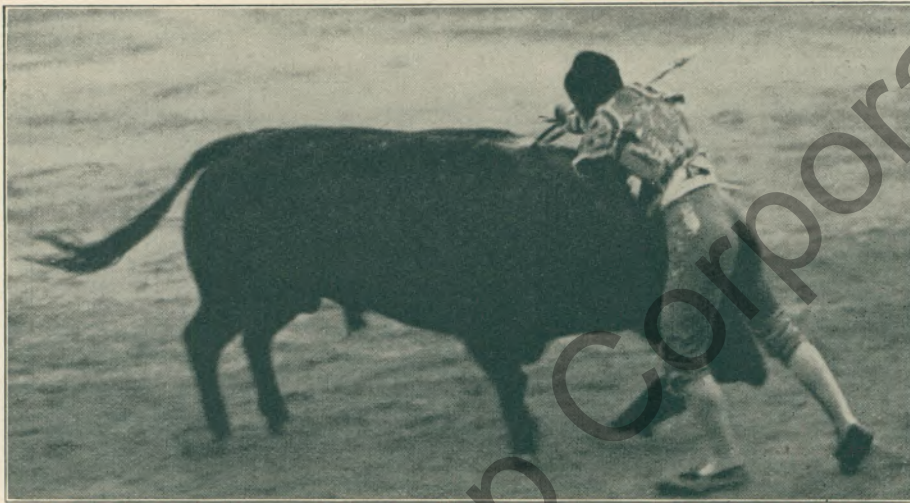
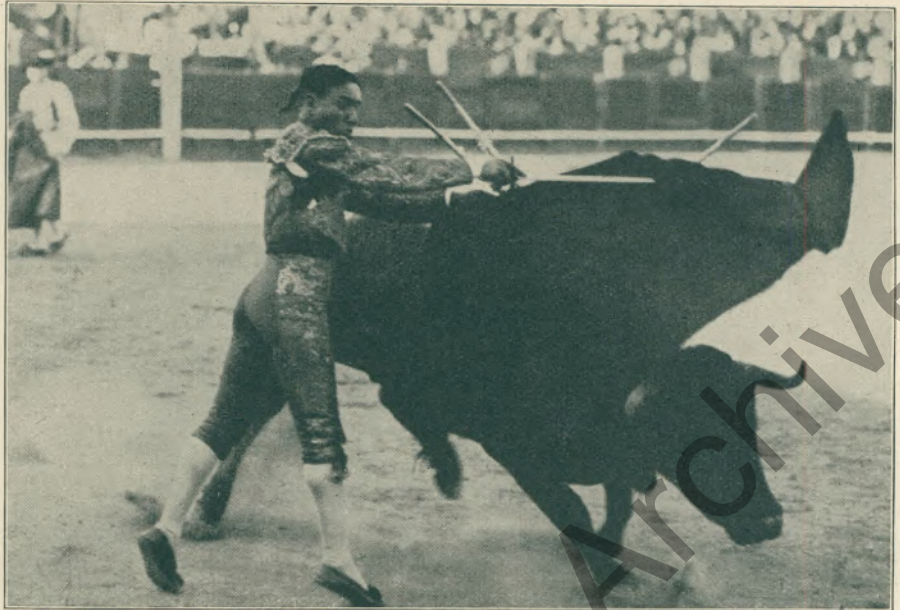
größten Kraftentfaltung. Lustig flattern die rotgelben Fähnchen der Banderillas. Der Degen ist immer noch gesenkt — das Gesetz der corrida erlaubt den Todesstoß nur im Augenblick des gegnerischen Angriffs.

Hoch das Scharlachtuch, nochmals und wieder. Der Stier scharret den Sand mit den Vorderhufen auf: er weiß, jetzt geht's um's Letzte —.

Und setzt an (der Degen liegt jetzt waagrecht in der erhobenen Hand, die Spitze auf den kleinen Fleck im Nacken gerichtet, unter dem in gerader Richtung das Herz schlägt).

Zwanzigtausend Menschen halten den Atem an —

Der Stier springt an! — Und der Degen sitzt bis zum Hest im Nacken.



Seitensprung des Espadas — knapp vorm Stier. Der steht betroffen, bewegungslos, aus Stein. Mann und Tier auf zwei Schritt Entfernung, Aug' in Auge — wird es fallen — oder —?

Da, plötzlich, die Vorderbeine zittern, es wankt — ohne Bewegung der Espada vor ihm — es kniet —.

Der Stier neigt den schönen Kopf und stirbt.

Beifallstürme, nicht endende. Hüte. Blumen in die Arena. „Cañero! Cañero!“ Maultiergespanne schleifen den Kadaver hinaus. Cañero verläßt den Zirkus.

Samen.

Hundert Samen sät des Bauern Hand,
Sieben Körner fallen auf totes Land,
Sieben geraten auf Stein und sieben in Staub,
Sieben fressen die Krähen, und sieben sind taub.
Sieben Körner werden vom Winde verweht,
Über sieben Körner zermalmend die Egge geht,
Sieben zernagen die Mäuse, sieben der Wurm,
Sieben verwittert der Regen und sieben der Sturm,
Sieben erstehen und werden im Halme geknickt,
Sieben ergrünen und werden vom Unkraut erstickt,
Sieben allein entgehen Disteln und Dorn,
Drängen zu tragenden Ähren und werden Korn.

Hundert gute Worte säen wir aus,
Hundert gute Werke wandern hinaus.
Sieben zerflattern und wählen ein schlechtes Kleid,

Sieben vernichtet Verrat und sieben der Neid,
Sieben werden verspottet und sieben verkannt,
Sieben mit Schande beworfen und sieben verbannt.
Sieben geraten in Tiefe und schlüpfrige Hände,
Sieben entfachen Verdacht und verderbliche Brände,
Sieben zerstören Vertrauen und sieben Glück,
Sieben schnellen gefährlich auf uns zurück.
Sieben werden verloren, sieben zerrieben,
Und aller Worte und Werke, die übriggeblieben,
Findet ein einziges, schüchtern, bekloffen und klein,
In die gewollte, gesollte Bestimmung hinein.
Eines von allen, die uns aus dem Herzen geflossen,
Eines von allen, die fröhlicher Liebe entsprossen,
Schändet uns nicht, verkündet und ehrt unsern Namen,
Kommt zum Gedeihen, blüht auf, bringt Frucht und wird Samen.

Johannes Heinrich Braach.



Blühender Raktus.
Lichtbildstudie von Hehmk-Winterer.

Die Frau im modernen Wirtschaftsleben.

Von Clara Mende, M. d. R.

Die veränderte Stellung der Frau im neuen Staat wirkt sich nach verschiedenen Seiten aus. Schon die Frauenbewegung hat ein gut Teil dazu beigetragen, daß Frauen, in diesem Falle allerdings fast nur berufstätige Frauen, durch sie gefördert worden sind, doch haben namentlich die Ereignisse des Krieges auch die Hausfrau im engeren Sinne des Wortes stärker in das öffentliche Leben hineingeführt. Die Familienmutter ist sich heute in viel stärkerem Maße ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung bewußt als früher. Sie weiß heute, daß die Frau nicht nur als Verbraucherin ihrer eigenen

Bedürfnisse, sie weiß auch, daß sie als Käuferin auch eines großen Teiles der vom Mann gebrauchten Gegenstände mitverantwortlich ist für den Ausgaben- und Einnahmestand der Familie und des Staates^o. Die Frau ist durch den Umschwung aller Verhältnisse zur Staatsbürgerin geworden. Ihre Berufung in die Parlamente hat ihre Wirkungsmöglichkeiten gegeben, die sie voll ausnützen muß. Wer sich aber heute mit Politik beschäftigt, kann nicht bei den Fragen der

^o Vergl. den Aufsatz „Einfuhrverbote? ... Selbstdisziplin“ im Augustheft 1930 Seite 337, sowie den Leitartikel des vorliegenden Heftes.

Sozial- und Kulturpolitik stehenbleiben, sondern muß in erster Linie sich auch mit der Wirtschaftspolitik befassen. Die Begründung dieser Behauptung liegt in der Erkenntnistatsache, daß nur eine gesunde Wirtschaft die Mittel hat, weitgehende Sozial- und Kulturpolitik zu treiben. Wenn die Frau in den Parlamenten immer zuerst auf die sozialen Aufgaben hingewiesen wird, als ihr besonders naheliegend, so mag das gefühlsmäßig richtig sein; politisch gesehen ist es so lange falsch, als die Frauen nur den Gefühlen für die sozial Bedrängten folgen, denn alle Unterstützungen sind nur so lange wirtschaftlich richtig, als die Finanzen sie tragen können. Die Frau im modernen deutschen Wirtschaftsleben muß sich darüber klar sein, daß unsere ungeheure Arbeitslosigkeit ganz besondere Aufmerksamkeit verdient, und daß hier nicht bedenkenlos unterstützt werden darf, weil die Zahl derer, die bezahlen kann, allmählich abnehmen muß, je mehr die noch Zahlungsfähigen belastet werden, ganz abgesehen von der ethischen Bedeutung, jede Verantwortung für sich selbst dem Individuum abzunehmen.

Es gilt also für die Frau, sich erheblich mehr als bisher um finanzielle Fragen zu kümmern. Steuern und Zölle waren und sind noch oft ein Buch mit sieben Siegeln für die Frau, aber sie dürfen es nicht bleiben, wenn sie die ihr zukommende Stellung im Wirtschaftsleben einnehmen will.

Die Etatfragen des Staates sind für sie leichter zu übersehen, wenn die Frauen im eigenen Haushalt einen vernünftigen Etat aufstellen. Jede einzelne Frau muß wissen, wieviel sie besitzt und wieviel sie davon für regelmäßige Ausgaben in der Woche, im Monat, im Jahr zur Verfügung hat. Sie muß ferner wissen, wieviel sie für unumgänglich notwendige Ausgaben braucht. Diese Aufstellung ist der ordentliche Etat ihres Haushaltes. Der Rest der Einnahme, der nach Abzug dieser notwendigen Ausgaben übrig bleibt, bildet ihren außerordentlichen Etat, aus dem unvorhergesehene Ausgaben, auch einmal Lustwünsche, befriedigt werden können. Wird so jeder einzelne Haushalt auf eine gesunde Basis gestellt, werden sie alle zusammen zur Grundlage einer gesunden Finanzwirtschaft der Nation werden. Die Frau, die am meisten leidet unter der Unordnung im eigenen Haus, wird auch Verständnis haben für Maßnahmen zur Abschaffung unerträglicher wirtschaftlicher Verhältnisse im öffentlichen Leben. Durch genaue Aufstellung ist es vielleicht auch möglich, die unheilvollen Folgen der Inflationswirtschaft allmählich zu überwinden. Das Geld, das wir verdienen, muß wieder im Wert steigen; das kann aber nur steigen, wenn es verdient wird und nicht dem Kostgänger des Staates, zu Lasten der anderen, mühelos in die Hand gedrückt wird. Die Frau, die im Durchschnitt in ihrem Haushalt von früh bis abends unbezahlte Arbeit leistet, wird das schwerer einsehen als die berufstätige Frau, die gleich dem Manne bezahlt wird. Sie haben beide die Aufgabe, zu einer gesunden Weltwirtschaft zurückzuführen.

„Die Aufgabe der Frau liegt immer da, wo die Not des Tages ist.“ Wo ist in Deutschland die Not des Tages? Von ganz wenigen Kreisen abgesehen, überall. Beginnen wir mit der Landwirtschaft, die heute am Erliegen ist; es ist sicher richtig, daß eine gesunde Landwirtschaft die Basis einer gesunden Volkswirtschaft ist; daß wir möglichst alle versuchen sollen, unserer Landwirtschaft zu helfen durch Verbrauch der einheimischen Bodenerzeugnisse. Wenn sich die Gesamtheit der deutschen Bevölkerung auf diesen Boden stellt, darf sie aber auch von der Landwirtschaft erwarten, daß sie auch ihrerseits alles tut, um die anderen zu befriedigen. Die Roggenbrotpropaganda, die jetzt einsetzt, ist ja nicht nur ein Unternehmen im Interesse der Landwirtschaft, sie wird, wenn sie durchgeführt wird, auch im Interesse der Finanzen des Deutschen Reiches liegen. Roggen bauen wir selber, führen also kein Geld aus, wie es bei dem Verbrauch des

Weizens der Fall ist. Die Wichtigkeit dieser Maßregel zugegeben, soll man sich aber auch hüten, sie zu übertreiben, weil man die psychologische Einstellung der Bevölkerung nicht verkennen darf. Ein gänzliches Verbot des Weizenbrotes und des Weizengebäcks würde, wie wir es ja zur Genüge kennen, nur dazu führen, das Gesetz zu umgehen. Die Kriege- und Nachkriegszeit hat uns ja leider gelehrt, in dieser Beziehung erfinderisch zu sein. Die Propaganda für deutsches Obst ist richtig, und niemand wird bestreiten, daß der deutsche Apfel, die deutsche Birne mehr Aroma haben als die ausländischen; aber diese haben den Vorzug des besseren Gepflegtheits. Die Frau mit der kleinen Einnahme und mehreren Kindern muß auf Qualität Wert legen. Sollen wir nur deutsches Obst genießen, müssen wir von den Züchtern in stärkerem Maße als bisher bessere Arbeit verlangen. Das gleiche gilt vom deutschen Ei. Solange in den Großstädten das deutsche Ei teurer ist als das dänische, wird es schwer halten, die in ihren Mitteln beschränkte Hausfrau zum Verbrauch deutscher Eier zu bringen. Wäre es richtig, daß die Arbeitslöhne, die sozialen Lasten, die hohen Frachttarife allein daran schuld sind, so muß hier auf Abhilfe gesonnen werden. Wenn aber, wie es gerade bei Eiern vielfach der Fall ist, der Produzent an seiner Produktionsstätte für das Ei das gleiche Geld verlangt wie der mit Risiko arbeitende Verkäufer im Laden, wird der Mißstand nicht behoben werden können. Die deutsche Frau als Wirtschaftsfaktor hat also ein Interesse daran, auf der einen Seite deutsche Waren zu propagieren, aber auf der anderen auch dafür zu sorgen, daß sie in geeigneter Güte und Menge auf den Markt kommen. Zwischen der Landfrau, die erzeugt, und der städtischen Hausfrau, die konsumiert, schiebt sich nun der Handel ein, und auch hier muß die Frau als bedeutungsvoller Faktor im Wirtschaftsleben ihr Augenmerk nach beiden Seiten richten. Sie muß verlangen, daß der Handel ihr gute Ware liefert zu angemessenem Preis mit der ihm zukommenden Verdienstspanne, und muß auf der anderen Seite aufklärend wirken gegenüber den vielen so beliebten Angriffen auf Handel und Gewerbe. Ob sie eingreifen soll in so schwerwiegende Wirtschaftsfragen wie Kaufhaus und Einzelhandel, Warenhaus und Spezialgeschäft, ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Veränderungen in der Wirtschaftsform, wie sie hier zutage treten, sind nicht zu beeinflussen durch irgendwelche Entschlüsse von Organisationen, auch wenn sie noch so gut gemeint sind. Genau so schwierig ist es, wenn durch Beschlüsse, die auf mitunter mangelnden Kenntnissen der Volkswirtschaft beruhen, handelspolitische Fragen, wie Import und Export, behandelt werden sollen. Auch hierbei müssen wir uns klar sein, daß ganz andere Gesichtspunkte für ein exportierendes Land, wie Deutschland mit seinen Millionen industriellen Arbeitern, maßgebend sind als für dünn bevölkerte, rein agrarische Staaten.

Wenn von der Frau im Wirtschaftsleben gesprochen wird, so kann man auf der einen Seite denken an alle die Frauenkreise, die in der Produktion tätig sind, in der Landwirtschaft, in Industrie, Handel und Gewerbe; man denkt sehr häufig in erster Linie an die Hausfrauen als große Berufsorganisationen, und darüber hinaus an die in den Gewerkschaften zusammengefaßten Frauen, die ja eine bedeutungsvolle Rolle als Verbraucher im Wirtschaftsleben spielen. Wollen sie in das Wirtschaftsleben eingreifen, so dürfen sie an den modernen Fragen des Wirtschaftslebens nicht vorübergehen. Das sind Organisation, Rationalisierung, Gemeinschaftsarbeit. Die organisierten Frauen streben nach Reformen, die, wenn sie einen Zweck haben sollen, vernunftmäßig begründet sein müssen. Dieser Grundsatz ist leicht anzuwenden auf Handel und Gewerbe, sehr viel schwerer auf den mit so vielen individuellen Besonderheiten ausgestatteten Haushalt.



Kind im Spielstuhl.
Radierung von Carl Barth.

Es handelt sich aber auch bei ihm um eine Art Betriebsführung, und so kann auch hier die Methode der wissenschaftlichen Betriebsführung angewendet werden. Für den geordneten Haushalt ist die Auswahl der Arbeitskräfte ebenso wichtig wie ihre Anlernung; die richtige Entlohnung, richtig im Verhältnis zu den Mitteln des Haushaltes ebenso bedeutungsvoll, wie der Anlaß zu gewissen Zeitstudien und Leistungsuntersuchungen der zu vollziehenden Arbeiten. Auch die Abschreibung ist bei der Berechnung der Ausstattung des Haushaltes wichtig. Im geordneten Haushalt muß es sein wie in einem geordneten Betrieb, und jeder einzelne Führer einer Wirtschaft muß die Kostenberechnung vor der Kostenfeststellung machen. Die Frauen machen es oft umgekehrt; sie stellen fest, daß eine Sache, die angeschafft worden ist, viel zu teuer ist und für ihre Wirtschaft sich letzten Endes nicht bewährt. Alle diese Überlegungen führen die Frauen in das schwierige Gebiet der Technik im Haushalt ein. Die Technik begegnet uns ja heute auf Schritt und Tritt, und es könnte leicht dazu führen, daß das Überwiegen der Technik, das allzu starke Rationalisieren der individuellen Haushaltsführung Schaden tun könnte. Aber nur dann, wenn die Frau glaubt — einem alten Erbübel der Frauennatur folgend — mitmachen zu müssen, was modern ist. Ist schon das sklavische Nachahmen aller die Mode betreffenden Artikel eine Schädigung der eigenen Persönlichkeit, die aber schließlich nur äußerlich ist, so ist das modische Nachahmen moderner Haushalts- und Einrichtungsgegenstände eine enorme Belastung des Budgets. Die moderne Architektur paßt sich den Zeitbedürfnissen an; sie schafft kleine Wohnungen, in denen sich die nach dem alten Stil lebende Hausfrau nicht einschachtern kann, wenn sie alles mitschleppt, was sie

von ihren Vorfahren ererbt, woran sie seit ihrer Jugend gewöhnt ist. Sie muß sich umstellen. Industrie und Wirtschaft weisen ihr die Wege zur Umstellung, indem sie mehr als bisher auf die Bedürfnisse des neuartigen Haushaltes eingehen. Es ist nun an den Frauen, diese Erfindungen der Technik nicht kritiklos anzunehmen, sondern sie zu studieren im allgemeinen und in der Anwendung auf die Wünsche der Einzelwirtschaft im besonderen. All die kombinierten Küchenapparate erleichtern die Arbeit in der kleinen Küche. Die Einführung des immer bereiteten warmen Wassers ermöglicht schnelles Spülen und darum das Auskommen mit weit weniger Töpfen und Schüsseln als zu Großmutter's Zeiten.

Die praktische Mitarbeit der Frau auf all diesen Gebieten wird von den zuständigen Interessenten gewünscht und gefördert. Es liegt an der Frau, ihren Einfluß stark und schnell genug wirksam zu machen. Aber all diese Dinge sind mit großer Einsicht und Klarheit zu schaffen.

Wenn die Frau auf diesen Gebieten sich in die Gesamtarbeit einstellt, wird auch allmählich eine Aufwertung der Frauenarbeit eintreten. In welcher Form das geschieht, ist an sich belanglos. Die Forderung der gesamten Frauen muß dahin gehen, die Bewertung ihrer Arbeit nicht nur im Lohn, Gehalt, in der Einschaltung in Versicherungen zu sehen, sie muß daraufhin ausgehen, die volle Anerkennung zu finden für die Tatsache, daß sie die größere Hälfte des deutschen Volkes darstellt, und daß ihre Arbeit in der Familie und im Beruf, gleichgültig in welchem, Arbeit am Staat ist, und daß sie deshalb im Bewußtsein ihrer vollen Verantwortung als Staatsbürgerin ihren Platz im Wirtschaftsleben einnehmen muß, in dem sie ein ausschlaggebender Faktor ist.

Kleinigkeiten!

Wie oft hört man es, wie oft denkt man es selbst: „Ach, das ist ja nur eine Kleinigkeit!“ Und es liegt etwas Mißachtendes darin, so wie der Gedanke: Soll man sich darum viel Kopfzerbrechen machen, es lohnt doch nicht um solche Kleinigkeit! Unsere Zeit, die das Bestreben hat, überall ins Große zu gehen, die gewaltige Bauten türmt, täglich neue Rekorde aufstellt und mit riesigen Zahlen rechnet, ist ganz besonders in Gefahr, den Sinn für die Kleinigkeiten zu verlieren. Was sind uns noch fünf Minuten im Hasten und Jagen des täglichen Lebens! Wer antwortet noch freundlich, nicht nur sachlich auf die Frage eines Fremden auf der Straße?

Warum antworten wir dem, der uns fragt, nicht freundlich? Wir meinen, darauf käme es doch wirklich nicht an, das sei doch eine solche Kleinigkeit, und wir hätten wahrhaftig keine Zeit. Aber brauchen wir darum mehr Zeit? Und — seien wir doch einmal ehrlich — haben wir es denn wirklich immer so schrecklich eilig, wie wir es uns und anderen einreden? Lassen wir uns nicht nur vom Tempo mitreißen, ohne selbst zu überlegen, ob es notwendig ist? Und wenn wir ein paar Sekunden mehr brauchen, um einem fremden Menschen freundlich Bescheid zu sagen, können wir wissen, ob er nicht allein und verlassen in der fremden Stadt ist und so froh, ein paar gute Worte zu hören und das Gefühl zu haben, daß sich einer mit ihm beschäftigt. Ist es dann noch eine Kleinigkeit, die wir so ohne weiteres abtun können? Oder wir decken den Unsern den Frühstückstisch, so gut wir es können, und das, was wir ihnen mitgeben, machen wir so hübsch wie möglich zurecht. Ach, meint mancher, was kommt es darauf an, das sehen sie ja gar nicht, solche Kleinigkeiten lohnen sich ja gar nicht! Wer sagt uns, daß sie nicht gerade in der grauen Umgebung des täglichen Berufs die Fürsorge von daheim wärmend empfinden oder von den ersten Morgenstunden zu Hause eine freundliche Erinnerung mitnehmen, die ihnen neue Arbeitskraft und Freude gibt, auch wenn sie es gar nicht selbst empfinden? Und ist das dann noch eine Kleinigkeit? Wir wollen unsere Kinder die Ordnung lehren, die allen Dingen ihren Platz zuweist, und streng darauf halten, daß diese Ordnung eingehalten wird, denn es ist durchaus keine Kleinigkeit für ihr späteres Leben, wenn es auch manchmal so scheinen mag. Jemandwo fehlt ein Knopf, ein Band, irgendwo ist ein Riß, ist ein Möbel leicht beschädigt, oder ein Bild hängt lose in der Wand. Gewiß, es scheinen Kleinigkeiten, die irgendeinmal mit erledigt werden können; aber sie sind es nicht: die fehlenden Dinge können böse Verstimmungen schaffen, das Möbelstück kann weiter entzweigen, das lockere Bild kann herabstürzen, wenn man am wenigsten daran denkt, und schweren Schaden anrichten. Sind das alles dann noch Kleinigkeiten?

Denn gerade solche Kleinigkeiten können tückisch sein und bergen manches Mal den Kern größeren Unheils in sich. Die Obstschale, die auf der Straße liegt, wartet nur, daß jemand über sie falle, und ist an sich wahrhaftig eine Kleinigkeit; die Lampe, die man an einer dunklen Stelle im Flur anzugünden vergaß, kann einen Unfall hervorrufen, und die

Sicherheitsnadel, mit der man sein Kind laufen läßt, birgt Gefahren genug in sich.

Aber nicht nur praktische Folgen hat solche Mißachtung der Kleinigkeiten, auch erzieherische, und die sind vielleicht noch wichtiger als die anderen. Denn alles, was irgendwie Einfluß auf unsere Jugend gewinnen kann, ist in dem Augenblick keine Kleinigkeit mehr, und sei es noch so winzig.

Das dürfen wir niemals vergessen. Gerade die heutige Zeit aber ist für junge und eindrucksfähige Menschen besonders gefährlich, kann besonders dazu verführen, über Kleinigkeiten hinwegzusehen. Da heißt es, für das Elternhaus ein Gegengewicht schaffen, heißt es, den jungen Menschen wieder und wieder klarzumachen, daß Dinge, über die man gar zu leicht hinwegsieht, sich einmal bitter rächen können. Wie man das den Kindern beibringt, kommt auf den Erziehenden und auf das Kind und die Gelegenheiten an: ganz besonders eindringlich aber kann solche eine Lehre wirken, wenn man das Kind durch Nachdenken und Beobachten selber darauf kommen läßt. Dann wird es sich alles doppelt gut merken und beim nächsten Mal vielleicht schon selber darauf kommen. Und wenn ein Kind durchaus nicht begreifen kann, daß Kleinigkeiten sehr mächtig sein können, so lasse man es ruhig einmal über eine solche stolpern; das ist dann noch immer eine zwar harte, aber doch wirkfame Lehrmethode.

Unsere Erziehung zur Achtung vor den Kleinigkeiten, die wir unserm Kinde und damit uns selber geben, hat aber noch einen andern Sinn. Sie soll nicht nur schützen und warnen, sie soll auch bereichern, sie soll das harte und schwere Leben reicher machen um die Fähigkeit zur Freude. Und gerade hier können Kleinigkeiten unendlich viel Gutes bringen. Es gibt so viele Möglichkeiten, sich zu freuen, die täglich und stündlich um uns sind, und die wir nur nicht bemerken, weil sie uns zu klein sind, weil wir sie wegwerfend als Kleinigkeiten betrachten, um die sich besonders zu kümmern doch gar nicht lohnt. Und doch warten sie nur darauf, uns Freude und Helle zu bringen. Warm und schön scheint die Sonne in unser Zimmer, Blumen stehen auf dem Tisch, ein letztes Abendeuchten hebt sie aus dem Dunkel des Zimmers. Warum sehen wir nicht an, was wartend steht, uns zu erfreuen? Oder wir bekommen einen lieben Brief. Warum lesen wir ihn irgendwo nebenbei und nicht in einer uns vertrauten, heimeligen Ecke? Oder Schnee rieselt in großen, weichen Flocken, oder unser Kind kommt lachend ins Zimmer, oder wir vollenden eine Arbeit, vor der wir uns immer gefürchtet, oder ... oder ... oder ... Warum freuen wir uns nicht und hätten doch soviel Grund dazu?

Es sind Kleinigkeiten, das alles, ganz gewiß; aber warum verachten wir sie? Letzten Endes sind sie doch mächtiger als wir und können unser Leben hell und froh machen, aber auch dunkel und alltäglich und ohne Feierstunden, wenn sie uns nicht noch Schlimmeres zufügen. Es sind nur Kleinigkeiten, gewiß, aber besteht letzten Endes nicht unser ganzes Leben aus solchen Kleinigkeiten? Ilse Riem.



Auf welchen Wissensgebieten erscheinen heute mehr Bücher als vor dem Kriege?

Für die Jahre 1908 und 1927 liegen verschiedene statistische Aufzählungen vor, die einen guten Überblick über die Zusammensetzung des deutschen Verlagsbuchhandels gewähren. Ganz besonders gilt dies für die große Anzahl von Verlagsfirmen, die in den fünf Hauptstädten Berlin, Leipzig, München, Stuttgart und Wien ansässig waren. Es sind damit 30 v. H. der Gesamtverleger Deutschlands genau erfasst, die aber einen weit größeren Anteil der deutschen Verlagserscheinungen verlegen. Es sind nun auf unserem Schaubilde die Veröffentlichungen im Jahre 1908 und 1927 miteinander verglichen, und zwar so, daß die in dem betreffenden Wissensgebiete erschienenen Werke von 1908 gleich Hundert gesetzt wurden. Man darf aber bei Beurteilung dieser Zahlen nicht übersehen, daß die Einteilung gewisser Bücher in Wissensgebiete oft sehr willkürlich ist, und daß ferner der Wert der einzelnen Werke natürlich überhaupt nicht berücksichtigt wird, d. h. daß jede Broschüre genau so als Stück zählt wie jede Luxusausgabe.

Aus der Geschichte der Zündhölzer.

Historische Arabesken um die Kreuger-Anleihe.

Von Graf Carl v. Klincksowstroem.

Wenige technische Errungenschaften sind jahrtausendelang so sehr in primitiven Formen steckengeblieben wie die Beleuchtung und die Feuererzeugung. Leibniz und Lessing haben kaum ein besseres Licht zur Verfügung gehabt als Plato und Euripides. Stammt doch die erste wirkliche Verbesserung der Lampe erst aus den Jahren 1783/84: Lampenzylinder und Hohlodcht sind Erfindungen von Argand. Ähnlich steht es mit dem Feuerzeug. Leibniz mußte sich seine einfache Lampe mit primitiven Mitteln anzünden, mit Stein, Stahl und Feuerschwamm oder Zunder — Mittel, die auch Plinius (bis auf den Stahl) schon kennt. Erst im 16. Jahrhundert wurde der Zunder durch den Schwefelfaden oder durch geschwefelte Holzspäne ersetzt. Der Begriff des chemischen Feuerzeuges kam erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf, und rund hundert Jahre sind es her, daß die Menschheit die Reibzündhölzer kennt, die uns jetzt unentbehrlich geworden sind.

Die Geschichte der Reibzündhölzer ist erst in neuerer Zeit fast völlig geklärt worden. Die Erinnerung an diese unscheinbare und doch so wichtige Erfindung ging so schnell verloren, daß schon technologische Lehrbücher der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darüber nichts Genaues zu sagen wußten und geradezu eine Legendenbildung einsetzen konnte, die einer ganzen Reihe von Erfindern Ansprüche darauf zuschrieb.

Wie bei den meisten Erfindungen, so können wir auch hier schrittweise verfolgen, wie aus den Pyrophoren schließlich die handliche und bequeme Streichholzschachtel entstand. Pyrophore nannte man Gemische von Körpern, die sich bei Luftzutritt von selbst entzündeten. Den Gedanken, Phosphor zur Erzeugung von Feuer zu benutzen, haben schon Leibniz und ein Schüler R. Boyle, Godfrey Hanckowi, geäußert. Leibniz (1677) dachte an eine Komposition von Phosphor und Schießpulver. Praktische Bedeutung gewannen diese Ideen nicht. Als erster Versuch, auf diesem Wege ein Feuerzeug herzustellen, können die sogenannten „Turiner Kerzchen“ des Physikliebhabers Louis Peyla angesehen werden (1782), die allerdings ein nicht ungefährliches Spielzeug waren. Diese „Kerzchen“ bestanden

aus kleinen gläsernen Röhrchen mit gewachsenen baumwollenen Dochten, die an dem einen Ende mit einer Mischung aus Phosphor, feinem Schwefel und einem Öl getränkt waren. Sie waren an beiden Enden zugeschmolzen. Man rieb sie ein wenig in der Hand, um sie zu wärmen, brach dann die eine Spitze (am unpräparierten Ende des Dochtes) ab und zog den Docht nach kurzem Drehen heraus. Dann geriet er sogleich in Flammen.

Hier haben wir also schon Phosphor und Schwefel als Hauptbestandteile eines Feuerzeuges, und die meisten der späteren ähnlichen Vorrichtungen bedienen sich der gleichen Stoffe, zu denen dann das 1786 von El. L. Berthollet genauer untersuchte chlorsaure Kali hinzutrat. Der Franzose J. L. Chancel benutzte dieses zu dem damals viel gebrauchten Tauchfeuerzeug (1805), das ebenfalls eine Station auf dem Wege zum Reibzündholz darstellt; es bestand aus Hölzchen, die an dem einen Ende mit Schwefel, chlorsaurem Kali und Gummi bestrichen waren, und einem starken Gläschen mit konzentrierter Schwefelsäure. Tauchte man das Hölzchen in die Säure, so entzündete es sich. Beaupré verbesserte diese Vorrichtung, indem er die Schwefelsäure durch fein zerstoßenen Albest ersetzte, der mit Schwefelsäure angefeuchtet wurde. Dieses Tauchfeuerzeug fand unter dem Namen „Cyprien“ in künstlerischer Aufmachung weite Verbreitung.

Von etwa 1809 an kam dann eine ganze Anzahl Phosphorfeuerzeuge in Gebrauch. Es sind eigentlich Verbesserungen der Peylaschen Kerzchen, nur daß jetzt Schwefelhölzer an Stelle des Dochtes verwendet werden, die, mit einer Phosphormasse in Verbindung ge-

bracht, sich an der Luft entzündeten. Von diesen Phosphorfeuerzeugen zu den Reibzündhölzern ist nur noch ein Schritt, der auch in der Tat so wenig bemerkt wurde, daß, wie erwähnt, Erfinderstreitigkeiten entstanden, welche erst durch sorgfältige Untersuchungen in neuerer Zeit einigermaßen geklärt werden konnten.

Der erste, der für seinen Privatgebrauch Zündhölzer mit einem Zündkopf aus Schwefel und Phosphor anfertigte, war J. L. Cooper in London (1825). Ihm folgte 1827 der

Die Kriegsverschuldung der Welt

Deutschland hat zu zahlen

nach dem Youngplan zugrundegelegten Abmachungen

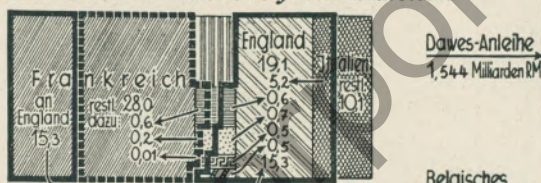
direkt an USA in 52 Jahresraten **3,2 Milliarden RM**

für interalliierte Verschuldungen: in 50 Jahresraten **84,7 Milliarden RM**

für Reparationen in 37 Jahresraten **26,0 Milliarden RM**



Interalliierte Schuldenausgleich innerhalb 50 Jahren



Amerika erhält also insgesamt



Das Statistische Reichsamt veröffentlicht das Zahlenmaterial über die interalliierte Verschuldung und den Schuldenausgleich unserer früheren Kriegsgegner mit Nordamerika, wie er bei den Verhandlungen der Pariser Sachverständigen über den Youngplan zugrunde gelegt wurde. Daraus zeigt sich, daß über zwei Drittel der nach dem Youngplan geforderten Summe von den Alliierten schließlich an Amerika gezahlt werden müssen. Über zwei Drittel jeder einzelnen Annuitätszahlung Deutschlands an die Bank für internationalen Zahlungsausgleich gehen also nach den Verbuchungen für die einzelnen Länder schließlich nach USA. Von dem restlichen Drittel erhält Frankreich wieder zwei Drittel, d. h. in den nächsten siebenunddreißig Jahren soll es noch 16,2 Milliarden für den Wiederaufbau erhalten. Deshalb ist es von besonderer Bedeutung, daß im Youngplan bestimmt ist, daß ein Schuldennachlaß der Vereinigten Staaten an seine Schuldner auch Deutschland zugute kommen muß.

Apotheker John Walker zu Stockton-on-Tees. Die Zündmasse, die er verwendete, bestand aus Schwefel und Knallquecksilber. Als Reibfläche benutzte er ein zusammengefaltetes Stück Schmirgelpapier. Sein Landsmann Samuel Jones war der erste, der solche „Friktionszündhölzer“ mit einer Zündkuppe aus chlorsaurem Kali, schwarzem Schwefelantimon und einem tierischen Leim in den Handel brachte und am 20. November 1832 darauf ein englisches Patent erhielt.

Im gleichen Jahre stellte wohl als erster in Deutschland Jakob Friedrich Kammerer in Ludwigsburg fabrikmäßig Phosphorzündhölzer her, und W. Niemann, der sich am eingehendsten mit der Frühgeschichte der Reibzündhölzer beschäftigt hat, läßt ihn als Erfinder der Phosphorzündhölzer gelten. Allerdings erließ schon im Juli 1831 der Nürnberger Auktionator J. J. N. Willberger in den Nürnberger „Unterhaltungen und Mittheilungen für Bayern“ eine Anzeige von Feuerzeugen eigenen Fabrikats, in welcher er sich zum Schluß erbietet, „auf Verlangen auch Phosphorzündhölzer“ zu liefern. Und in Wien erhielt Jos. Siegel am 10. September 1832 ein österreichisches Patent ausdrücklich auf Friktionszündhölzchen ohne Phosphor und Knallsilber, so daß man annehmen muß, daß die Phosphorzündhölzer damals nichts Unbekanntes mehr waren.

Die Phosphorzündhölzer waren nun nicht nur feuergefährlich, sondern auch für die Arbeiter, die sie herstellten, wegen der entstehenden Phosphordämpfe gesundheitschädlich. Sie wurden daher vielfach behördlich verboten. Ein wesentlicher Fortschritt ergab sich erst durch die Entdeckung des ungiftigen roten (amorphen) Phosphors durch Anton Schrötter in Wien (1847) und die daran anknüpfende, ein Jahr später erfolgte Erfindung der „Antiphosphor- oder Sicherheitszündhölzer“ des Frankfurter Chemikers Rudolf Böttger, durch welche die Transport- und Gebrauchssicherheit wesentlich erhöht wurden. Böttger gab seinen Hölzern zunächst eine wenig praktische Form. Der Zündkopf, bestehend aus chlorsaurem Kali und Schwefelantimon (wie bei Samuel Jones), war an dem einen Ende des Hölzchens angebracht, und am anderen Ende befand sich ein Überzug aus rotem Phosphor und Braunstein: die Reibfläche. Beim Gebrauch mußte

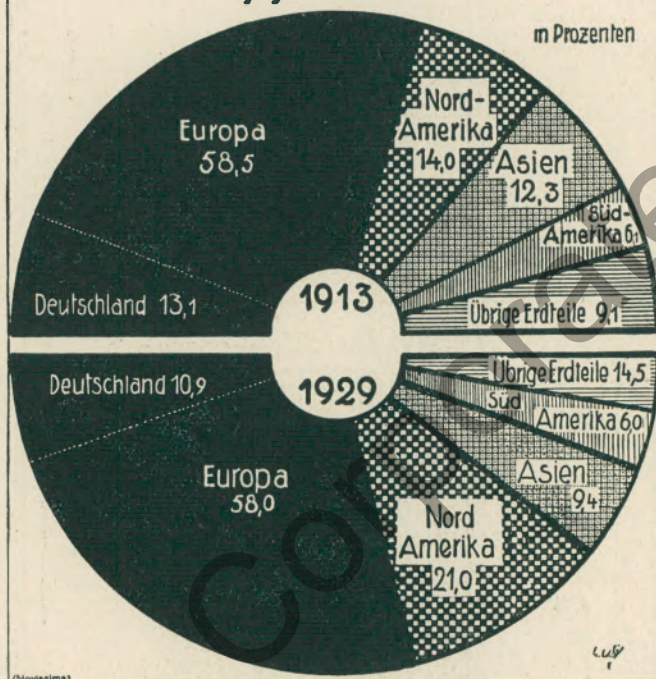
man diese Hölzchen in zwei ungleiche Stücke zerbrechen und das mit dem Phosphor versehene Ende an der Zündmasse des anderen reiben, bis sich dieses entzündete. Bernhard Fürth in Goldenkron und Schüttenhofen (Böhmen) nutzte Böttgers Erfindung zuerst in verbesserter Form fabrikmäßig aus, und zwar brachte er sein Fabrikat bereits in der uns gewohnten Gestalt, in Schiebeschachteln mit zwei Reibflächen, in den Handel. 1854 folgte ihm L. Presshel. Trotzdem blieb der Erfolg aus. Das Publikum hatte sich an die billigeren Phosphorzündhölzer gewöhnt, die man überall entflammen konnte, und Fürths Fabrik ging bald wieder ein.

Nun ist es an der Zeit, eine hübsche Anekdote einzuflechten, die hierher gehört: In einer Sonntagspredigt sprach ein Pfarrer über die Sittenlosigkeit der Männer und unterschied dabei zweierlei Ehemänner: solche, die wie die Schwefelhölzer überall Feuer fangen, die Teufelsbraten, und solche — das sind die guten Ehemänner —, die nur wie schwedische Zündhölzer sich an der eigenen Schachtel entflammen. —

Diese „schwedischen Zündhölzer“ sind nichts anderes als die Böttgerschen Sicherheitszündhölzer, nur in verbesserter Qualität. Aus unbedeutenden Anfängen, die bis etwa 1848 zurückreichen, hatten die Brüder Lundström in Jönköping zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch Einführung des Böttgerschen Verfahrens ihre Zündholzfabrik schnell zu hoher Blüte gebracht und exportierten ihr verbessertes Fabrikat auch nach Deutschland, wo es jetzt so willige Aufnahme fand, daß sich die wirtschaftliche Lage der deutschen Zündholzindustrie erheblich verschlechterte. Neu war daran nichts, auch nicht die Spannschiebeschachtel mit zwei seitlichen Reibflächen — Spannschachteln stellte schon 1845 B. Gillerich im Odenwald her — und ebensowenig die Präparierung der Hölzchen mit Paraffin anstatt mit Schwefel (was schon früher in Wien üblich war). Nur

waren die „Schweden“ kantig statt rund. Aber der Name „schwedische Sicherheitszündhölzer“ führte sich ein, und die schwedische Zündholzindustrie beherrschte bald den Weltmarkt. Und das tut heute Ivar Kreuger als Präsident des schwedischen Zündholztrustes, der mehr als hundertfünfzig Fabriken in fünfunddreißig Ländern mit sechzigtausend Arbeitern vereinigt, mehr denn je.

Die Verschiebung im Welthandel gegenüber 1913



Deutschland hat seine Stellung im Welthandel, die es in der Vorkriegszeit innehatte, noch nicht ganz wieder erreicht. Vor dem Kriege hatte Deutschland 13 Prozent Anteil, im Jahre 1925 erst wieder 8 Prozent und heute wieder 10,9 Prozent. Sämtliche europäischen Staaten hatten 1925 nur 50 Prozent Anteil am Welthandel, haben aber heute wieder die 58 Prozent der Vorkriegszeit erreicht. Der Anteil Nordamerikas ist aber gleichfalls gestiegen, und zwar von 1918 bis heute von 18 auf 21 Prozent. Zurückgegangen ist der Anteil Asiens und der der übrigen Länder. Auch diese Betrachtung der Verschiebung des Welthandels gibt Aufschluß über einige Ursachen der Weltwirtschaftskrise. Man muß dabei bedenken, daß fast die Hälfte der Menschen der Erde in Asien wohnt, diesem Erdteil, der also nur mit einem Zehntel am Welthandel beteiligt ist. Zur Behebung der Weltwirtschaftskrise wird es also vor allem notwendig sein, die Überproduktion der Industriestaaten in diesen Ländern Asiens unterzubringen.

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Der Weltfrieden seit 1918.

Aus einem Artikel in „Verden og Vi“, Kopenhagen.

Statt des Friedens haben die letzten zwölf Jahre uns achtzehn Kriege beschert.

1919. Der weißrussische Krieg gegen die Sowjets. — Dieses Jahr, das das erste Friedensjahr werden sollte, brachte eine blutige Fortsetzung des Weltkrieges in Russland. Fünf große Heere rückten zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen gegen die Sowjets vor. Man erinnert sich am besten daran, wenn man an die Namen der fünf Heerführer denkt: die Generale Denikin, Wrangel, Judenitsch, Alwaloff-Bermondet und Admiral Koltischak. Die Zahl der in diesen Feldzügen Gefallenen ließ sich nicht annähernd beziffern.

Der polnisch-galizische Krieg. Ein Teil des früher österreichischen Galiziens erklärte im Januar 1919 seinen Anschluß an die Ukraine, und der neue polnische Staat verstärkte sein Heer und besetzte Ostgalizien, wo es im März jenes Jahres zu großen Kämpfen und ferner zur Einnahme von Pinsk und Lemberg kam.

Der afghanische Krieg. Dieser spielte sich verhältnismäßig unbemerkt ab, da der Kriegsschauplatz außerhalb Europas lag, aber dieser Krieg war gleichwohl in seinen politischen Zielen ein europäischer Krieg, da er gegen das britische Reich gerichtet war. Er brach aus nach der Thronbesteigung des inzwischen berühmt gewordenen Königs Aman Ullah, nachdem dieser seinen königlichen Vater beseitigt hatte. Ausgefochten wurde der Krieg in den unzugänglichen Bergen an der indisch-afghanischen Grenze, „der wahnwitzigste und überflüssigste Krieg in der Geschichte Asiens“, wie Sir Hamilton Grant, der Führer der englischen Friedensdelegation, sagte. Er endete mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Afghanistans.

Der erste griechisch-türkische Krieg. Griechische Truppen besetzten Smyrna und schlugen Anfang Juli bei Aidin die Reste des türkischen Heeres.

1920. Der russisch-polnische Krieg. Dieser Krieg, der blutigste nach dem Weltkriege, wurde durch Feldzüge polnischer und lettischer Truppen gegen Russland eröffnet. Die Kämpfe spielten auch nach der Ukraine hinüber. Polnische Truppen besetzten am 8. Mai 1920 Kiew, wodurch eine mächtige russische Gegenoffensive an der Duna ausgelöst

wurde. Die Kämpfe tobten auf einer Frontbreite von 1200 Kilometern, und auf polnischer Seite allein fielen 300 000 Mann. Es folgte eine ganze Reihe von polnischen Niederlagen, die die russischen Truppen bis dicht vor Warschau führten. Polen stand vor der Katastrophe.

Aber nach einem geglückten polnischen Vorstoß am Narva zogen sich die Russen plötzlich zurück, und in Riga wurde Frieden geschlossen.

Der polnisch-litauische Krieg. Bereits am 9. Oktober 1920 hatte Polen wieder Kriegsgelüste und besetzte die litauische Hauptstadt Wilna. Im November kam ein Waffenstillstand zustande, und die Bedingungen eines vollgültigen Friedensschlusses beschäftigten seitdem zehn Jahre lang ergebnislos jede Völkerbundsversammlung in Genf.

Der zweite griechisch-türkische Krieg. Im September des Jahres 1920 zogen die türkischen Heere erfolgreich gegen Armenien und eroberten die Städte Karst und Alexandropol. Durch den Friedensschluß im Dezember sicherte sich die Türkei große Teile Armeniens.

Gabriele d'Annunzio erobert Fiume. Dieser Feldzug, den Annunzio an der Spitze seiner Legion zur Befreiung der Stadt Fiume gegen Jugoslawien führte, war einer der kleinsten, aber berühmtesten Kriege. Im Frieden von Rapallo wurde Fiume ein Freistaat unter italienischem Protektorat.

1921. Der polnisch-deutsche Krieg. Deutsche Freiwilligenformationen unter dem Kommando des Generals Höfer lieferten im oberschlesischen Absimungsgebiet den polnischen Heeresabteilungen, die bisweilen über 50 000 Mann zählten, blutige Schlachten.

Die Kämpfe fanden ihren Höhepunkt in dem Sturm

auf den Annaberg, wo die Polen geschlagen wurden.

Der dritte griechisch-türkische Krieg. Ende März 1921 eröffneten die Griechen eine neue Offensive gegen die Türken in Kleinasien, wo sie auf erheblichen Widerstand stießen. Kemal Pascha hatte gerade sein großes Reorganisationswerk in der Türkei begonnen und forderte von den Ententemächten die Aufhebung des Friedensvertrages von Sèvres. Bis tief in den Herbst des Jahres 1921 floß in Kleinasien das Blut in Strömen.

1922. Der Sieg der Türkei über Griechenland. Im August und September trugen die Türken in verschiedenen Kämpfen den Sieg über die Griechen davon, und das griechische Heer mußte unter großen



Reichspräsident von Hindenburg. Lichtbild E. Dieber.

Verlusten zur Küste fliehen. Die Türken besetzten Smyrna, und als im November 1922 die Friedenskonferenz in Lausanne stattfand, hatte Kemal Pascha den türkischen Freiheitskampf siegreich beendet.

1923 bis 1924. Diese beiden Jahre, die einem flüchtigen Beobachter als recht friedlich erscheinen mögen, waren nicht weniger blutig, denn sie waren von einer ununterbrochenen Kette von Bürgerkriegen in China, wo eigentlich seit 1912 schon kein Friede mehr geherrscht hatte, erfüllt.

1925. Abd el Krim's Kämpfe gegen Spanien und Frankreich. Der Führer der Rifkabylen in Marokko, Abd el Krim, begann seinen großen Befreiungskampf gegen Spanien, und in der Schlacht bei Larasch erlitten die Spanier große Verluste. Durch diesen Erfolg ermutigt, erhoben sich andere Kabylenstämme und griffen im April und Mai die Franzosen nördlich von Fez an. Erst später wurde durch die Anfragen in den Parlamenten der beiden Länder bekannt, daß der Marokkokrieg bis dahin schon viele Tausend Tote und Verwundete gekostet hatte. Die beiden europäischen Länder gingen schließlich gemeinsam gegen die Rifkabylen vor, und neue große Kämpfe folgten bis in den Winter hinein.

Syrien. Im gleichen Jahre hatte Frankreich auch in Syrien Kämpfe zu bestehen, wo die Drusen sich unter dem Sultan Atschraf Pascha erhoben hatten. Die Unruhen griffen immer weiter um sich, und als sogar die Bevölkerung von Damaskus eine drohende Haltung einzunehmen begann, schritt der französische General Sarrail zu einem Bombardement von Damaskus und forderte erhebliche Verstärkungen von Frankreich an; erst im Dezember 1925 waren die Franzosen wieder vollständig Herr der Lage.

Jbn Saud bekämpft die Engländer in Arabien. Der kriegerische Araberkönig Jbn Saud eroberte die Hauptstadt des Königs Ali im Hedschas, den die Engländer eingeseßt hatten (König Ali war der Vater des Königs Faisal von Irak). Der Feldzug führte zur Eroberung weiterer Teile des englischen Protektorats Transjordanien und zur Befestigung der heiligen Stätten des Islams, Mekka und Medina. Das Ergebnis des Krieges war die offizielle Anerkennung des Königs Jbn Saud durch England.

1926. Beendigung des Marokkokrieges. Im April versuchte Abd el Krim nochmals eine große Offensive mit dem Ziel, die Franzosen und Spanier aus dem Rifgebiet zu vertreiben. Zuletzt standen 200 000 verbündete Franzosen und Spanier auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz und zwangen den Kabylenkönig, sich zu ergeben. Abd el Krim wurde von den Franzosen auf der Insel Réunion interniert.

1927 bis 1928. In diesen beiden Jahren waren es wieder die Chinesen, die sich bekriegten. Die fortgesetzten großen Kämpfe zwischen den Nord- und Südheeren sind allen noch in frischer Erinnerung.

1929. Bolivien und Paraguay. Man erinnert sich, wie der Krieg, der zwischen diesen beiden Staaten auszubrechen drohte, inmitten der großen Friedensbestrebungen Europas peinliches Aufsehen erregte. Trotz der erbitterten Grenzskämpfe, die ausgefochten wurden, weigerte man sich, die Vorfälle als Krieg zu bezeichnen, obwohl die diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren und zwischen den Gegnern heftige Kämpfe stattfanden. Der Völkerbund griff hier zum ersten Male ein und verhinderte größere militärische Aktionen.

China und Sowjetrußland. Unter denselben äußeren Umständen, aber mit größerer Heftigkeit, verlief die Auseinandersetzung zwischen China und Sowjetrußland, die bekanntlich durch den Streit um die ostchinesische Eisenbahn entstanden war. Beide Parteien beteuerten ständig, es sei keine Rede von einem eigentlichen Kriege, sondern nur von militärischen Aktionen zur Wahrung politischer oder wirtschaftlicher Interessen. Jedoch handelte es sich in Wahrheit um einen Krieg großen Stilles. So sehen die „Friedensjahre“ seit dem Weltkriege aus. Es ist ein ständig witterleuchtender Horizont, der die Bemühungen um einen dauernden Frieden bedroht.

Verbrecher

werden durch das Messer des Chirurgen geheilt.

Aus einem Aufsatz von H. H. Dunn in „Popular Science Monthly“, Newyork.

Das Messer des Chirurgen und das Probierglas im Laboratorium haben den Kampf gegen das Verbrechen aufgenommen. Jahrelange experimentelle Untersuchungen haben gezeigt, daß es möglich ist, durch medizinische und chirurgische Behandlung verbrecherische Neigungen auszurotten, die Entwicklung zum Verbrecher zu verhüten und die bereits zum Verbrecher Gewordenen wieder zu normalen Menschen zu machen.

Der Hauptteil der Arbeit, die zu dieser erstaunlichen Entdeckung geführt hat, wurde in Schulen für zurückgebliebene und verwahrloste Kinder in San Franzisko und unter den Inassen des Gefängnisses in San Quentin in Kalifornien geleistet.

Es ergab sich, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Inassen des Gefängnisses an einem anormalen Zustand der endokrinen Drüsen (Drüsen mit innerer Absonderung), die ihre Absonderungen unmittelbar in die Blutbahn ergießen, litten. Man stellte fest, daß gewalttätige Verbrecher Störungen der Schilddrüse, der am Hals gelegenen Drüse, die das Wachstum reguliert, aufwiesen, und daß Fälscher und ähnliche Verbrecher

gegen das Vermögen an einem anormalen Hirnanhang litten. Dies Organ hat die Gestalt einer Birne und die Größe einer Bohne und liegt an der Hirnbasis. Verwerse und Degenerierte verbergen gewisse Störungen der Geschlechtsdrüsen unter scheinbar normalem Äußeren.

In gemeinsamer Arbeit mit dem San Quentiner Gefängnisarzt Dr. L. L. Stanley stellte Dr. Ralph M. Reynolds, San Franzisko, fest, daß günstige Ergebnisse auf körperlichem und geistigem Gebiet erzielt werden könnten, wenn man die Drüsenstörungen dieser Gefangenen beseitigte. Unter den etwa sechzig Gefangenen, die derart mittels Operation oder Zuführung von Drüsenextrakten behandelt wurden, befand sich keiner, der nicht auf die Behandlung reagierte.

Die Ergebnisse mit Erwachsenen in diesem Gefängnis führten zu zwei Schlüssen, den wichtigsten, die je bei der wissenschaftlichen Erforschung des Verbrechens erzielt worden sind:

1. Der sogenannte „Verbrecherinstinkt“ kann durch das Studium und die Behandlung des Systems der Drüsen mit innerer Absonderung in der Kindheit oder auch später aus den Gedanken eines Menschen entfernt werden.

2. Die der Anlage nach vorhandene Kriminalität kann durch Behandlung dieser Drüsen in der Kindheit ausgerottet werden, wenn und wo immer man entdeckt, daß ein Kind an solchen anormalen Zuständen leidet.

Mit anderen Worten: es erscheint nicht nur möglich, sondern in hohem Maße wahrscheinlich, daß eine überreichliche, eine zu schwache oder eine chemisch veränderte innere Absonderung einer Drüse für die Mehrzahl der Verbrecher in der Welt verantwortlich ist.

„Wir beginnen die Tatsache zu verstehen, daß der Verbrecher nicht seinem Wesen nach ‚schlecht ist‘“, sagte Dr. Reynolds, „sondern daß er einfach ein Mensch ist, der von dem abweicht, was die Gesellschaft als ‚normal‘ bezeichnet. Unter den Forschern neigt man immer mehr zu der Ansicht, daß man, wenn man mit Verbrechern zu tun hat, dem Denken und den Gemütsbewegungen zuviel Aufmerksamkeit schenkt und sich zuwenig um die Quellen kümmert, denen die Gedanken und die Gemütsbewegungen entspringen und von denen sie reguliert werden.“

Da man doch wohl vernünftigerweise annehmen kann, daß diese Quellen in den Funktionen des Körpers selbst, und spezifisch in seinen chemischen Funktionen, vorhanden sind, so ist der nächste logische Schritt der, den Mechanismus zu finden, der die chemischen Tätigkeiten des Körpers reguliert.

Es liegen Beweise dafür vor, daß dieser Mechanismus in den Drüsen mit innerer Absonderung existiert; diese Drüsen werden auch als die Drüsen „ohne Ausführungsgang“ bezeichnet, weil ihre Zellen ihre Erzeugnisse unmittelbar in kleine Blutgefäße in den Drüsen ohne Hilfe von Ausführungsgängen absondern. Im Zusammenhang mit dieser Erwägung scheint es ganz einleuchtend, daß jede Gleichgewichtsstörung im Chemismus des Körpers zu verschiedenen Formen von Störungen im seelischen Gleichgewicht und Gefühlsleben sowie im Verhalten (d. h. Betragen) des betreffenden Menschen führt.

Die Arbeit in dem San Quentiner Gefängnis führte mit zwingender Logik zum Studium eines Gebietes, dem alle Verbrecher entstammen, nämlich zum Studium der Kinder. Es wäre für die menschliche Gesellschaft bedeutend vorteilhafter, die Entwicklung eines Menschen zum Verbrecher zu verhüten, als ihn zu bessern, wenn er schon Verbrecher ist.

Meine Arbeit bestand unter anderem in der ärztlichen Überwachung von zwei Anstalten mit etwa zweihundert Kindern. Bei jedem „zurückgebliebenen“ oder „verwahrlosten“ Kinde entdeckte ich eine körperliche Abweichung vom Normalen. Bei vielen noch nicht „zurückgebliebenen“ oder „verwahrlosten“ Kindern sah ich Anzeichen einer künftigen Entwicklung anormaler Zustände im Drüsensystem.

Zusammen mit Dr. Stanley habe ich eine Reihe von Untersuchungen und Behandlungen von Gefangenen mit Drüsenstörungen ausgeführt. Wir untersuchten Männer mit vergrößerter Schilddrüse, sehr korpolente, sehr magere, sehr große und sehr kleine, solche mit anormaler Behaarung und solche mit unternormalen Geschlechtsdrüsen.

Die Schilddrüsenengruppe wurde in drei Klassen eingeteilt:

1. Solche, bei denen durch ein übermäßiges Wachstum der normalen Zellen der Schilddrüse eine überaktive, „nervöse“ und im Gefühlsleben schwankende Mentalität entstanden war. Diesen Zustand nennt man Hyperplasie.

2. Solche, bei denen sich innerhalb der Schilddrüse Geschwülste oder Klumpen fremdartigen Gewebes befanden. Eine derartige Wucherung sondert einen giftigen Stoff in die Blutbahn ab und führt zu großer Erregbarkeit, Launenhaftigkeit, erhöhter Körperaktivität und häufig auch zu Perioden der Depression. Eine solche Drüsenanschwellung nennt man Adenom.

3. Solche mit kolloidem Kropf, d. h. krankhafter Vergrößerung der Schilddrüse, dessen Ursache die Ablagerung vermutlich trägen Materials im Drüsenorgewebe ist. In der Regel weist dieser Zustand keine auffallenden äußeren Anzeichen auf, nur erzeugt er eine Neigung zur Fettleibigkeit. In etwa 70 Prozent der Fälle hatten die unter 1 und 2 Eingruppierten Gewalttaten begangen, d. h. Mord, Mordversuch, Totschlag oder fahrlässige Tötung durch rücksichtsloses Fahren.

Und was noch wichtiger war: wir stellten fest, daß viele von diesen Männern von Jugend an ähnliche, wenn auch geringfügigere Verbrechen begangen hatten. Bei einem Manne ließ sich die Neigung zu derartigen

Vergehen bis zu seinem achten Lebensjahr zurückverfolgen. Wäre er als Kind in der richtigen Weise medizinisch und chirurgisch behandelt worden, so hätte sein Leben für die menschliche Gesellschaft nützlich werden können, statt ihr viele Mühe und Kosten zu verursachen.

Bei fünf Männern, die halsstarrig waren und sich häufig zu Tätlichkeiten ihren Mitgefangenen gegenüber hinreissen ließen, wurden das hyperplastische bzw. überentwickelte Gewebe und die Adenome auf operativem Wege entfernt. Alle zeigten eine deutliche Besserung ihres Betragens, ihre seelische Ruhe hat zugenommen, ihre Neigung zu plötzlichen, unüberlegten Handlungen hat abgenommen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß ihr Sinn, wenn sie das Gefängnis verlassen, sich besser den Vorgängen der Zivilisation anpaßt als früher.

Eine andere Gruppe von Gefangenen — bei denen sich keine Abnormitäten der Schilddrüse zeigten — bestand aus Männern, die an einer Hypophysenstörung litten. Mehr als 80 Prozent dieser Fälle waren im Gefängnis gelandet wegen Verbrechen, wie Fälschung, Unterschlagung und Diebstahl im Kleinen. Kein einziger von dieser „Hypophysengruppe“ hatte ein Gewaltverbrechen begangen. Ihre Behandlung bestand in der Verabreichung einer von uns auf ihre Wirkung erprobten Mischung von Hypophysen- und anderen Drüsenextrakten, die bei der Verteilung der verabreichten Hypophysensubstanz als Reagenzien zu wirken scheinen.

Von den untersuchten Gefangenen, die nach Hunderten zählten“, fuhr Dr. Reynolds fort, „hatten in 85 Prozent der Fälle beide Eltern oder einer von ihnen Störungen der Drüsen mit innerer Absonderung. Und ähnliche anormale Zustände fanden sich bei den Großeltern, Onkeln, Tanten und Geschwistern der Männer.

Das beweist klar, welche gewaltige Rolle die Vererbung spielt. Wären die Drüsenstörungen der Großeltern oder auch nur der Eltern ärztlich behandelt worden, so würden ihre Kinder und Enkel keine Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft begangen haben.“

Wo das Leben beginnt.

Aus einem Aufsatz von Dr. Herbert Bushner, St. Paul (Minnesota), im „Atlantic Monthly“, Boston.

Mit Hilfe des Mikroskops entdeckte der Mensch, daß alle Lebewesen aus Zellen von fast gleicher Größe bestehen. Je größer ein Tier ist, aus desto mehr Zellen besteht es. Die kleinsten Tiere — wie die Amöben — und die kleinsten Pflanzen — wie die Algen — bestehen aus nur einer Zelle. Diese winzigen Kreaturen wurden eine lange Zeit hindurch als die niedrigste Grenze des Lebens und damit als der Anfang des Lebens angesehen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch entdeckte Pasteur die Bakterien, die so viel kleiner als andere Zellen sind, daß eine Anzahl derselben innerhalb einer einzigen Zelle leben und sich vermehren kann. Einige Bakterien sind so klein, daß sie selbst mit dem Mikroskop kaum zu sehen sind. Es gibt viele Arten von Bakterien. Einige verursachen Krankheiten, andere sind nicht nur unschädlich, sondern leisten wertvolle Dienste, wie z. B. dadurch, daß sie tote Tiere und Pflanzen in einen für das Wachstum einer neuen Vegetation günstigen Boden verwandeln. Bakterien kommen in verschiedenen Formen vor. Die gewöhnlichsten sind die kugelförmigen, Koffen genannt, die stabförmigen, Bazillen genannt, und die schraubenförmigen, Spirillen genannt. An Größe sind sie sehr verschieden, aber dem bloßen Auge sind sie unsichtbar. Pasteur bewies durch Experimente, daß jede Zelle und jede Bakterie von einer Mutterzelle der gleichen Art abstammen.

X/39

Gegenstände, die kleiner sind als die Wellenlänge des Lichts, kann das Auge nicht direkt wahrnehmen, selbst nicht mit Hilfe des schärfsten Mikroskops. Werden sie jedoch von der Seite beleuchtet, so kann man sie sehen, weil jede Partikel Beugungsvorgänge bewirkt, durch die das Licht nach allen Seiten zerstreut, also auch nach oben in das Mikroskop gesandt wird. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie beim Staub in der Luft des Zimmers, der für gewöhnlich unsichtbar ist, der jedoch in dem ins Zimmer fallenden Sonnenstrahl für uns sichtbar wird. Mit dem Ultramikroskop können wir so Dinge erkennen, die viele hundert Male kleiner sind als die Dinge, die durch ein gewöhnliches Mikroskop zu erkennen sind. Und dann haben wir jetzt auch das Porzellanfilter, das dazu verwendet wird, die mikroskopisch sichtbaren Dinge von den unsichtbaren zu trennen.

Letztere gehen hindurch und werden Filterpassierer genannt. Durch die Verwendung von Filtern aus Porzellan verschiedenen Grades kann man die Größe dieser Filterpassierer messen.

In dem Stoff, der durch das Filter geht, hat man Leben entdeckt. Diese Lebensform ist die winzigste, die bis heute bekannt ist.

Das erste Anzeichen von der Existenz filterbarer Lebewesen war die Entdeckung im Jahre 1892, daß Tabakmosaik, eine Krankheit der Tabakblätter, durch einen unsichtbaren Keim verursacht wurde, der durch die Maschen eines Filters schlüpfte. Seitdem hat man festgestellt, daß viele andere Krankheiten von Pflanzen, Tieren und Menschen durch Filterpassierer verursacht werden. Zu ihnen gehören Hundstaupe, Maul- und Klauenseuche, Windpocken, Blattern und Masern. Insgesamt sind fast einhundert filterbare lebende Organismen bekannt. Einige von ihnen sind unschädlich, wahrscheinlich sogar nützlich — wie z. B. der von d'Herelle vom Pariser Pasteur-Institut im Jahre 1917 entdeckte Bakteriophage, ein filterbares Virus, das gewisse Krankheitserzeugende Bakterien zerstört.

Es hat sich herausgestellt, daß Filterpassierer nicht alle gleich sind, sondern sich in höhere und niedere Arten einteilen lassen. Wir finden, daß die niederen Arten, wie der Bakteriophage, in mancher Weise den Enzymen ähneln und sich dem nähern, was wir leblos nennen. Andererseits finden wir, daß die höheren Arten, wie das Blatternvirus, Leben zeigen; das bedeutet, daß sie Nahrung aufnehmen, wachsen und sich vermehren, gewisse Zeichen von Anpassung an ihre Umgebung aufweisen und im Laboratorium gezüchtet werden können.

Chemisch bestehen Filterpassierer, wie alle anderen Lebewesen, aus Protein. Man schätzt, daß eine Einheit Filterpassierer aus etwa dreihundert Molekülen Proteinmasse besteht. Jede Einheit hat eine elektro-negative Ladung.

Ob die uns heute bekanntendurch ein Filter hindurchgehenden Organismen die kleinsten Lebewesen sind, wissen wir nicht. Aber sie passen in die Lücke zwischen dem größten und kompliziertesten leblosen chemischen Molekül, das uns heute bekannt ist — dem Proteinnmolekül —, und der uns bis vor kurzem als kleinste und einfachste Form lebenden Wesens bekannten Bakterie. Der Filterpassierer vervollständigt die Serie von Einheiten in der Natur, die mit dem Elektron beginnt und mit dem Menschen aufhört. In der Mitte der Serie, auf der Trennungslinie zwischen dem Leblosen und dem Lebendigen gelegen, besitzt er gewisse Eigenschaften beider. Wenn er nicht das kleinste und einfachste Lebewesen ist, dann muß er ihm wenigstens ähneln, weil in der Lücke für etwas anderes nicht viel Raum mehr vorhanden ist.

Aus derartigem einfachen Ursprung hat einmal die Entwicklung des Lebens auf Erden begonnen. Oder könnte es sein, daß es sogar heute ständig seinen Anfang nimmt aus etwas, das diesen Filterpassierern ähnlich ist?



In Düsseldorf erfolgte kürzlich die Uraufführung des unter der Regie von Polizeihauptmann Oberwinder gedrehten Filmes „Dienst am Volk“, der als Lehrfilm im besten Sinne des Wortes angesprochen werden darf. Wird er doch der keineswegs leichten Aufgabe gerecht, in einem Spielfilm, der bis zum letzten Bilde fesselt, den vielseitigen Aufgaben- und Pflichtenkreis der Staatlichen Schutzpolizei in spannenden Ansichten zu beleuchten. Neben den wunderbaren Rheinbildern, die ein außerordentlich verständnisvolles Einfühlen in die besonderen Wesenheiten der deutschen Landschaft verraten, fesseln insbesondere die hervorragenden, in verschiedenen Betrieben der chemischen und eisenhüttenindustriellen Werke gemachten Werksaufnahmen. Das obige Bild zeigt Hochöfen der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim.



Am Nordufer des Toten Meeres.

Auferstehung des Toten Meeres.

Von Rudolf Seiden, Wien.

Das Tote Meer birgt gewaltige Schätze — und doch wurden diese bis jetzt noch nie ausgewertet; denn das gelegentliche Einsammeln von Asphalt und die zeitweilige Gewinnung von Salz durch Beduinen können ja nicht als Ausbeutung des Toten Meeres bezeichnet werden. Wissenschaftliche Untersuchungen an diesem tiefsten Punkte der Erdoberfläche sind wohl schon oft vorgenommen worden; sie haben den Reichtum dieser öden, schier unerträglich heißen und anscheinend von allen Lebewesen verlassenen Gegend erwiesen. Und doch hat man bisher noch nie mit einer großzügigen industriellen Ausnutzung der wertvollen Salzlösung — als solche kann das Tote Meer bezeichnet werden — begonnen.

1913 hat zwar ein australischer Ingenieur von der türkischen Regierung eine Konzession zur Gewinnung von Brom und verschiedenen Salzen aus dem Toten Meere erhalten; er hat aber von ihr keinen Gebrauch gemacht bzw. sie an eine Gruppe französischer Kapitalisten verkauft; diese wieder haben die Konzession in ihrem Case eingesperrt und erst in den letzten Monaten — seit England die Konzession endgültig vergeben hat — sich erinnert, daß ihr Papier vielleicht doch auch einen Wert besitzt. Die Franzosen haben darum gegen die Erteilung der Kon-



zession Einspruch erhoben; die englische Regierung beruft sich aber auf die Bestimmungen des Mandates und läßt sich darum gar nicht in Verhandlungen mit den Franzosen ein. Neben diesen hat es noch eine zweite, englische Gruppe gegeben, die sich seit Jahren um die Konzession bewarb; sie setzte sich aus Finanziers zusammen, die hinter zwei angesehenen englischen Hochschulpromessoren der Chemie standen: Dr. Norton (der sich seit 1910 mit Studien am Toten Meere beschäftigte) und Frau Dr. A. Homer von der Universität in Cambridge; es sollte nach dem Angebot dieser Gruppe sogleich eine Anlage von solchem Umfange am Meeresufer errichtet werden, daß diese den gesamten Bedarf der Erde an Kali, Brom und Magnesiumsalzen hätte decken können; überdies wäre die Regierung fast alleinige Nutznießerin des Unternehmens gewesen. Trotzdem hat sie am 23. Mai 1929 im Büro des Kronagenten der britischen Regierung nach langwierigen, in Jerusalem und London geführten Verhandlungen die Konzession dem ehemals russischen Bergingenieur M. Novomenskij und dem aus Schottland stammenden Maschineningenieur M. J. Tulloch, der als Major im Dienste der englischen Armee steht, zuerkannt. Die Konzession wurde

auf die Dauer von fünfundsiebzig Jahren erteilt; die Konzessionäre haben die Verpflichtung übernommen, innerhalb eines Jahres eine Aktiengesellschaft mit einem bar eingezahlten Stammkapital von 100 000 Pfund Sterling zu gründen und am Toten Meere Anlagen zu errichten, die es ermöglichen, daß spätestens in acht Jahren die jährliche Produktion an Salzen 50 000 Tonnen beträgt; die Konzession erstreckt sich auf die Gewinnung von Kaliumkarbonat und Chloriden, schließt aber ausdrücklich Gold und andere Metalle, Mineralöl, wertvolle Steine und Antiquitäten aus. Inzwischen hat sich in London die neue Gesellschaft bereits konstituiert; ihre Statuten besagen, daß die Mehrheit ihres Direktoriums aus englischen oder englischen und palästinischen Staatsbürgern gebildet werden müsse, und daß zum Vorsitzenden desselben nur ein Engländer gewählt werden könne. Gegenwärtig bekleidet The Earl of Vitton dieses Amt; Mitglieder des Direktoriums sind u. a. Sir Ernest Tennant, Bernard Flegner, Felix M. Warburg, Leslie Urquhart, Israel H. Brodie, Edward Friedmann und ein Vertreter der „Jewish Agency“. Demnach sind in der Leitung der neuen Gesellschaft Engländer und Juden, aber keine Araber vertreten; doch ist es bemerkenswert, daß die arabische Presse in den letzten Monaten sich sehr dafür einsetzte, daß auch die Araber Aktien der neuen Gesellschaft in möglichst großer Zahl erwerben.

Ziffern und Daten.

Das Tote Meer, dessen Spiegelfläche 930 Quadratkilometer beträgt und 400 Meter unter der des Mittelländischen Meeres liegt, hat eine Länge von 76 Kilometer; seine Wassermenge wurde mit 140 Kubikkilometer bestimmt; seine Tiefe mißt im Norden bis zu 400 Meter, im Süden verläuft der See allmählich ins Ufergelände. Innerhalb von 24 Stunden verdampfen am Toten Meere 14 Millimeter Wasser — ein Vorteil für die industrielle Gewinnung von Salzen aus dem Meerwasser, der sonst nirgends in der Welt geboten wird!

Das Tote Meer stellt eine konzentrierte Salzlösung vor, doch wechselt die Konzentration — wie ich mich gelegentlich meiner in den Jahren 1925 und 1926 am Toten Meere selbst vorgenommenen Untersuchungen überzeugen konnte (und worüber ich in Fachblättern und in einer Broschüre „Ein unerschöpflicher Naturschatz in Palästina“ [Verlag Heinz Lafaire, Hannover] eingehend berichtete) — mit der Tiefe und auch in der Nord-Süd-Richtung. Das spezifische Gewicht schwankt hier zwischen 1,11 und 1,02 Gramm. Höchst charakteristisch ist die Zusammensetzung des Meerwassers; eine Analyse ergab

Magnesiumchlorid	12,007 % (auffallend hoch)
Kochsalz	7,317 % (mittel)
Kaliumchlorid	1,201 % (mittel)
Kalziumchlorid	2,357 % (hoch)
Magnesiumbromid	0,484 % (sehr hoch)
Kalziumsulfat	0,125 % (sehr hoch)

Salze 23,491 %

Auf Grund der verschiedenen Analysen ist von englischer Seite der Versuch gemacht, die im Toten Meer enthaltenen Salz mengen zu errechnen; sie betragen danach in Tonnen¹:

Magnesiumchlorid	22 000 000 000
Kochsalz	11 800 000 000
Kaliumchlorid	2 000 000 000
Kalziumchlorid	6 000 000 000
Kalziumsulfat	81 000 000
Brom	839 000 000

Unter diesen Salzen sind es vor allem die Kalisalze, die von großem Werte sind. Nach den gegenwärtigen Marktpreisen berechnet, schätzt man ihn auf mehr als 20 Milliarden Pfund Sterling².

¹ Die Ziffern dieser englischen Statistik sind meines Erachtens nicht ganz richtig. ² Derartige Schätzungen sind stets mit Vorsicht aufzunehmen.

Die Kalifabrik am Toten Meere.

Die Gewinnung der Salze aus der Meersole wird sehr einfach erfolgen können — vornehmlich mit Hilfe der Sonnenenergie! Wenn man nämlich das Meerwasser in Becken verdunsten läßt, fällt zunächst Kochsalz aus; bei weiterer Konzentration in anderen Becken werden 94 % des vorhandenen Kaliumchlorids als künstlicher Karnallit = $KClMgCl_2 \cdot 6H_2O$ ausgefällt, verunreinigt durch 8 % Kochsalz; die noch vorhandene Mutterlauge scheidet in anderen Becken bei der fortgesetzten Einengung reines Magnesiumchlorid = $MgCl_2 \cdot 6H_2O$ aus; die Restlauge enthält noch 1,5 % Magnesiumbromid, aus welchem leicht das freie Brom erhalten werden kann. Am Toten Meere wird diese letzte Operation wahrscheinlich auf elektrolytischem Wege erfolgen (die im Bau befindliche Ruthenbergsche Kraftstation wird die notwendige Energie bereitstellen). Unter den so abgeschiedenen Salzen ist natürlich der künstliche Karnallit das wertvollste, da er 21 % Kaliumchlorid enthält. Man löst ihn und engt ihn wieder ein; dabei fallen der Reihe nach aus: 50 % des vorhandenen Kaliums als reines Kaliumchlorid, 25 % als unreiner Karnallit — der entweder als minderwertiger Kalidünger verkauft oder der ersten Mutterlauge zugesetzt wird — und 25 % als reiner Karnallit, der zusammen mit dem aus der Ausgangssole gewonnenen wieder verarbeitet werden kann.

Man hat berechnet, daß die Erzeugung von 90prozentigem Kaliumchlorid am Toten Meer je Tonne weniger als $\frac{1}{2}$ Pfund Sterling kosten wird; in Staßfurt und im Elßaß machen die Selbstkosten allein mehr aus. Überdies werden — fast kostenlos — auf je eine Tonne Kalisalze 3,5 Tonnen Kochsalz in reiner Form gewonnen; solches Kochsalz wird (je nach seiner Feinheit) mit etwa 1,5 bis 2,5 Pfund Sterling bewertet. Brom wird kaum die Hälfte des Herstellungspreises des in Westvirginia oder Michigan (den beiden bekannten amerikanischen Hauptvorkommen) gewonnenen kosten, Magnesiumchlorid vielleicht für ein Drittel der Unkosten, die es dem Staßfurter Werke bei der Fortschaffung bereitet, erzeugt werden können. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß der Bedarf an Brom und Magnesiumchlorid ziemlich klein ist, so klein, daß Palästina allein in der Lage wäre, die Welt mit diesen Produkten zu versorgen.

Wie im vorstehenden kurz dargestellt wurde, bieten sich der Errichtung einer Anlage zur Gewinnung der Salze des Toten Meeres vom chemisch-technischen Standpunkte aus nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern sogar so viele Vorteile, daß diese Anlage billiger und besser, also wirtschaftlicher und nutzbringender würde arbeiten können als irgendeine andere irgendwo in der Welt. Die einzige Schwierigkeit — und die ist allerdings nicht unwesentlich! — ist mit der Frage des Abtransportes der Fertigprodukte verknüpft. Mit Recht hat darum England von allen Konzessionsbewerbern unter anderem verlangt, daß sie Vorschläge zur Lösung dieses Problems machen. Wollte man das Salz auf dem einzigen bisher zur Verfügung stehenden Wege — mit Auto — nach dem 1200 Meter höher gelegenen Jerusalem und von hier, nach Umladen, mit der Bahn nach Jaffa oder Haifa (den beiden Hafenstädten des Landes) transportieren, so würde sich jede Tonne Salz um mehr als $\frac{1}{2}$ Pfund Sterling verteuern, d. h. die Transportspesen wären viel teurer als die Erzeugungskosten! Es ist darum notwendig, daß zunächst eine geeignete Verbindung des Toten Meeres mit Haifa, wo England nunmehr den neuen, modern angelegten Hafen erbaut, geschaffen wird. Es ist bereits beschlossen, daß eine Schmalspurbahn vom Nordufer des Toten Meeres nach dem 85 Kilometer entfernten, im Jordantal gelegenen Beisan errichtet wird, von wo aus auf der Bahnlinie Damaskus—Haifa diese Hafenstadt bald

zu erreichen ist, da ihre Entfernung von Beisan nur 60 Kilometer beträgt. Auf dieser Linie befördert, werden die Transportkosten je Tonne nur $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ Pfund Sterling betragen, also auf etwa ein Drittel der bisherigen sinken. Daraus erkennt man, welche Bedeutung der Lösung des Transportproblems gerade für das tote-Meer-Projekt zukommt, und man wird begreifen, daß mit den Arbeiten am Toten Meere selbst nicht früher begonnen werden konnte, als nicht der Entscheid über die Errichtung der Bahnlinie und über den Ausbau des Hafens in Haifa gefallen war.

Die Hafen- und Bahnarbeiten haben inzwischen begonnen; auch am Toten Meere selbst wurden die Vorarbeiten für

die Errichtung der Anlagen aufgenommen. Hier sind derzeit 70 Arbeiter beschäftigt. Ein Büro der Konzessionäre wurde kürzlich in Jerusalem eröffnet.

Ein altes Projekt scheint sich endlich seiner Verwirklichung zu nähern; aber es wird noch Zeit vergehen, bis die ersten palästinischen Kalisalze auf den Markt gelangen. An die tote-Meer-Konzession werden auf der einen Seite zu große Hoffnungen, auf der anderen zuviel Pessimismus geknüpft. Beides ist, wie ich als Kenner der Verhältnisse behaupten darf, falsch. Nur bei objektiver Beurteilung der Verhältnisse kann man sich ein richtiges Bild vom Wert des Toten-Meer-Projektes machen.

Technische Gedenktage.

9. 10. 1857 starb zu Laibach Josef Ressel, der Erfinder der Schiffschraube. Seinen ersten Versuch machte er mit einem Ruderboot, das er behelfsmäßig mit einer Schraube ausgerüstet hatte, die von zwei Männern gedreht wurde. Den ersten Großversuch konnte er mit dem 33-Tonnen-Dampfer „Gibetta“ machen, der auf der Probefahrt, mit vierzig Gästen an Bord, eine Geschwindigkeit von 6 Kilometer erreichte. Bedeutungsvoll ist, daß Ressel die Schraube zwischen Achtersteven und Ruder einbaute, also an der Stelle, wo sie sich auch heute noch — wenigstens bei Einschraubenschiffen — befindet.

10. 10. 1813 wurde zu Essen Rainer Daelen geboren, der sich um die mechanische und maschinelle Ausgestaltung des Eisenhüttenwesens große Verdienste erworben hat. Während seiner Tätigkeit beim Hoerder Verein erfand er das Universalwalzwerk, einen Dampfhammer, die Herstellung schmiedeeiserner Radscheiben u. a. m. Zahlreich waren außerdem seine Verbesserungen an Walzwerken. 1869 trat er in Hörde aus und gründete das Neusser Eisenwerk.

10. 10. 1899 gründeten die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die Firma Siemens & Halske eine Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen. Auf der Versuchsstrecke Marienfelde-Jossen wurde im Oktober 1903 eine Höchstgeschwindigkeit von über 200 Kilometer je Stunde erreicht. Für die Weiterentwicklung der elektrischen Bahnen sind diese Versuche bedeutungsvoll gewesen.

19. 10. 1866. Geburtstag von Gottlieb Lippart. Vier Jahrzehnte stand er in Dienst der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, deren technische Organisation zum guten Teil sein Werk ist. Der Frage der Ingenieur Ausbildung widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Lippart war ein Ingenieur großen Formats, der trotz der umfassenden industriellen Tätigkeit Sinn und Herz besaß für die großen Kulturaufgaben der Technik und daher bestrebt war, die geistigen Kräfte der deutschen Technik zusammenzufassen.

21. 10. 1660 wurde zu Anspach Georg Ernst Stahl geboren. Er studierte Medizin und wurde mit siebenundzwanzig Jahren bereits Leibarzt des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar. Nach Stiftung der Universität Halle im Jahre 1693 durch Kurfürst Friedrich III., den nachmaligen König Friedrich I., wurde Stahl neben F. Hoffmann zum Professor der Medizin berufen. Neben seiner Bedeutung als Arzt hat er sich einen Namen gemacht als Begründer der Phlogistontheorie.

22. 10. 1772 erblickte Johann Egestorff in Löhnde bei Hannover das Licht der Welt. Zunächst Böttcher, übernahm er später eine darniederliegende Kalkbrennerei und brachte das Unternehmen bald in Blüte. Die Steinkohlenlager des Deistergebirges lieferten ihm billigen Brennstoff. Die Tonlager des Leinetales veranlaßten ihn, Ziegel zu brennen. Später nahm er seinen Sohn Georg, den Begründer der hannoverschen Maschinenbau-A.-G. (Hanomag), mit in sein Geschäft auf. Johann Egestorff konnte kaum seinen Namen schreiben, aber er besaß einen klaren Blick für die gewerbliche Ausnutzung der ihm zur Verfügung stehenden Rohstoffe. Diese Eigenschaft hat sein Sohn Georg von dem Vater geerbt. Nur klarer Blick und kühner Unternehmungsgestalt konnten ein Werk schaffen, wie er es vollbrachte.

29. 10. 1877 wurden auf den Dillinger Hüttenwerken die ersten Panzerplatten in Deutschland gewalzt. Diese Platten, die eine Stärke von 10 Zentimeter aufwiesen, wurden im gleichen Jahre am 10. Dezember auf dem Cummersdorfer Schießplatz mit gutem Erfolg beschossen. Die ersten Schiffe, die mit Dillinger Panzerplatten versehen wurden, waren die Kanonenboote der „Wespe-Klasse“. Das Walzwerk zur Herstellung der Dillinger Panzerplatten wurde von der Duisburger Maschinenbau A.-G., der heutigen Demag, geliefert und von H. Erdmann entworfen.

30. 10. 1612. Geburtstag von Paul Wurz, gen. Wurzius. Seine Wiege stand in Husum. Zunächst Schreiber bei einem Rechtsanwalt, wurde er später durch Fürsprache eines kaiserlichen Hauptmanns bei den Jesuiten in Wien erzogen. Nach Abschluß seiner Ausbildung ließ er sich als Soldat anwerben, trat aber als junger Offizier in schwedische Dienste, um schneller voranzukommen. Er

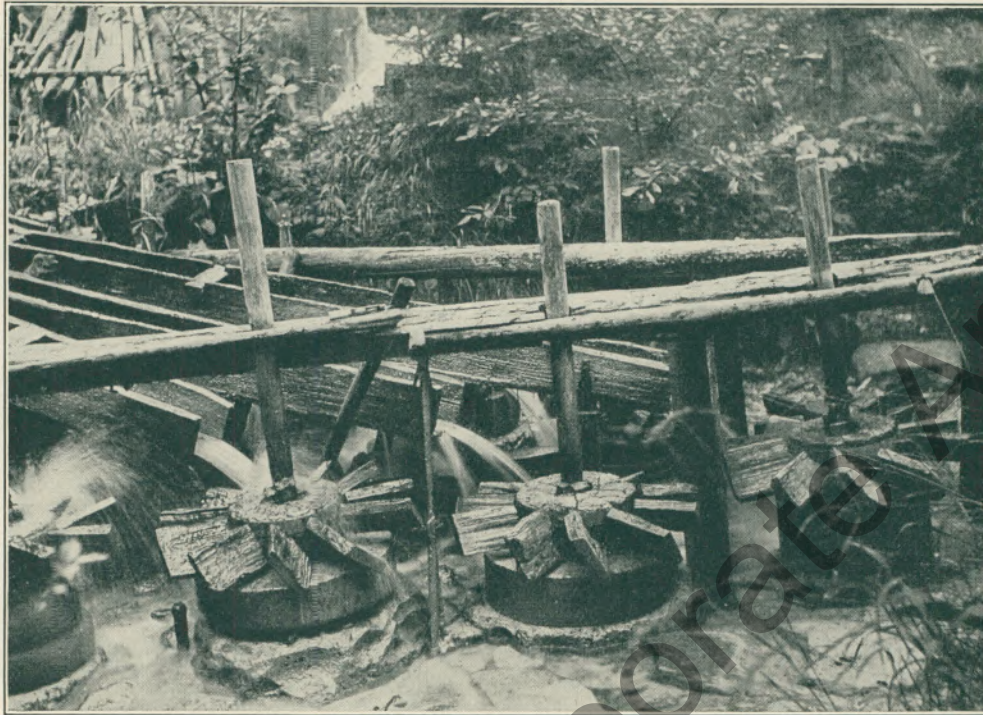
fand in Karl X. einen mächtigen Freund und Förderer, so daß er beim Schluß des Dreißigjährigen Krieges bereits zum Obersten und Chef der schwedischen Leibgarde zu Pferde ernannt wurde. Der Abschluß des schwedisch-polnischen Krieges brachte ihm die Beförderung zum Generalleutnant. Auch wurde er in den Freiherrnstand erhoben. Später siedelte er nach Hamburg über, trat dann aber in dänische und nachher noch in holländische Dienste. Wurz ist der erste gewesen, der die Baustoffe, beispielsweise für Schiffe, vor ihrer Verwendung prüfte. Mögen auch Leonardo da Vinci und Galilei schon früher auf die Wichtigkeit der Werkstoffprüfung hingewiesen haben, so ist aber keineswegs erwiesen, daß sie diese Prüfung auch praktisch durchgeführt haben. Der erste praktische Werkstoffprüfer war Paul Wurz. (Vgl. obestehende Abbildung.)



Eine aussterbende „Industrie“.

Die Kugelmühlen bei Berchtesgaden.

Von H. Reichenberger, München.



Kugelmühle mit Führungsstangen bei Berchtesgaden.

Hoch oben beim Scheiberkaser, am Fuße eines schreckhaften Wandsturzes des Untersberges, sammelt ein harmloses Bächlein seine Wässerchen und führt sie in munteren Sprüngen einer tief eingeschnittenen Furche zu. Silberweiße Wasserfäden rieseln zu beiden Seiten von den steilen Hängen und speisen es; mit ihm weitertolend vervielfachen sie seine Kräfte und schwellen es bald zum tatenlustigen Almbach, der mit emsigem Fleiße nagt und schürft an dem felsigen Grund. Die tausend und aber tausend Steinchen, die von den Hängen und Wänden in sein Bett rollen und die er von seinen Rändern mitspült, sind ihm treue Helfer dabei. Bald treibt und rollt er auch größere Steine fort in seinem Rinnthal, läßt sie wirbeln und tanzen in gischtbedeckten Strudeln, jagt sie über tosende Wasserfälle. Sie alle reiben und sägen, bohren und feilen und haben so eine tiefe Schlucht, die Almbachklamm, in den Marmor geschnitten. Unsere Blicke klimmen turmhoch die Felswände der Klamm empor und schauen dort die Spuren dieser tausendjährigen Erosionsarbeit. Unten toben und gurgeln die blaugrünen Fluten und treiben und drängen vorwärts, bis die Felsen auseinander-treten und die Klamm sich weitet. An ihrem Ausgang zwischen Berchtesgaden und Schellenberg, wo die abgehegten Wasser in breiterem Bette dem Tale der Königsfeer-Äche zustreben, verrichten sie ihre letzte Arbeit; hier ist ein Teil des Almbaches in ein mehrgliedriges Gerinne eingefangen und setzt da kleine, turbinartige Schaufelräder einfacher Art, die Kugel- oder Schuffermühlen, in laufende Bewegung. (Abb. 1).

Es ist dies der letzte kümmerliche Rest eines Industriezweiges, der vor Jahrzehnten vielfach in der Gegend anzutreffen war und manchen Gulden ins Land gebracht hatte. Eine solche Kugelmühle besteht aus zwei Teilen, nämlich einem abgeflachten Steinblock und einer 15 bis 20 cm starken, von einem gefunden Buchenstamm geschnittenen Scheibe. In Stern und Drehscheibe haben Meißel und Hohlseifen konzentrische, genau aufeinanderpassende Rillenkreise gehauen. Die Scheibe, die durch einen Eisenring vor dem Absplittern geschützt ist, dreht sich um eine senkrechte Eisenachse auf dem Steinblock. Schräg eingefestete, derbe Schaufeln bieten dem Wasser genügend Angriffsfläche und verleihen dem Werk die Urform der Turbine.

Man unterscheidet in dem System der Kugelmühlen dreierlei Arten: die grobe und feine Reißmühle und die Ausmahl- oder Feinmühle.

Die grobe Reißmühle hat die Aufgabe, roh und notdürftig in Würfel- form gehauene Marmor- oder Feinmühlen von etwa 2 cm Kantenlänge auszunehmen und sie in etwa zwei- bis dreistündiger Rotationsdauer einigermaßen in Kugelform zu bringen. Nachdem die „Brocker“ d. i. das Ergebnis des ersten Schliffes, sortiert worden sind — denn infolge der verschiedenen Härte des Gesteins sind sie ungleich in der Größe —, müssen sie in der feinen Reißmühle weitere sechs Stunden laufen und bedürfen dann neuerdings einer Sortierung; denn große und kleine zusammenge-dreht gäbe „Dalk'n“, das sind ovale, aus der Form geratene Schuffer.

Die Ausmahl- oder Feinmühlen endlich



Der Kugelmüller bei der Arbeit.

liefern nach zwölf- bis 14stündiger Arbeit die wohlgeformten, glatten Marmorkugeln, die, von Erbsen- bis zur Faustgröße alle Maße durchlaufend, das Entzücken der Großen und Kleinen bilden.

Die Größe der Schusser wird bestimmt durch den Hohlraum der Rillenreife, deren Anzahl und Durchmesser maßgebend sind für die Einlegemöglichkeit. Eine Reismühle mit fünf bis sechs Kreisen faßt 60 bis 70 Würfel, eine Feinmühle mit zwölf Rillen kann gegen 120 bis 140 Kugeln zum Abschleiß aufnehmen. Eine Mühle für Kugeln von 5 bis 10 cm Durchmesser enthält nur drei bis zehn Stück; sie beanspruchen eine Arbeitsdauer von vier bis fünf Tagen (Abb. 2).

Die Abnutzung der Werke erfordert dauernde Aufmerksamkeit und Nachhilfe. Die Reismühlen müssen mindestens wöchentlich ein- bis zweimal, die Ausmahlmühlen etwa jeden Monat einmal „gepußt“, d. h. die Rillenzwischenwände müssen niedergemeißelt oder mit dem Stockhammer bearbeitet werden, da sonst die Hohlräume zu tief würden. Die Lebensdauer einer Reismühle ist durchschnittlich ein Jahr, die einer Ausmahlmühle drei Jahre.

Die Rohstoffe und „Halbfabrikate“ für diese Industrie lieferten früher hauptsächlich die Marmorlager bei Grödig und Fürstenbrunn am Fuße des Untersberges. Alte Leute und auch Kinder klopfen die Marmorstückchen oder die Marmorkiesel, die ihnen der Grünbach vom Untersberg heruntergetragen hat, in die notwendige Würfelform. 1000 Stück waren wohl höchste Tagesleistung und nur erreichbar für den, der sich von Jugend auf große Geschicklichkeit aneignete. Dafür erhielten die Fleißigen 20 Kreuzer, später 1 bis 2 Kronen.

Auch die Herren „Industriellen“, die Mühlenbesitzer oder Kugelmüller, die neben ihrer harten landwirtschaftlichen Arbeit viel Zeit und

Mühe für ihre Betriebe aufwenden mußten, erzielten nur geringe Preise: 1 ½ Gulden, später 3 Mark das Tausend ohne Unterschied, ob große oder kleine Schusser.

Die Blütezeit dieser eigenartigen Anlagen fällt in die Jahre 1850 bis 1860. Der Almbach trieb damals gegen 40 Werke; bei Schellenberg arbeiteten im Weißbach und im Schneidmühlgraben an die 60, im Gruttsbach mehr als 30 Mühlen. Auch im Salzburgerischen bei Fürstenbrunn und Glanegg liefen Kugelmühlen. Das Hauptabsatzgebiet waren seit alter Zeit Norddeutschland und England. In den achtziger Jahren flaute der Betrieb allmählich ab und mußte infolge der unzulänglichen Preisgestaltung nahezu ganz eingestellt werden. Die Industrie hatte sich dieses Zweiges bemächtigt, und die fortschreitende Technik hat die einfachen Maschinchen lahmgelegt. Heute laufen nur noch fünf bis sechs Mühlen am Ausgang der Almbachflamin als selten gewordene Sehenswürdigkeit. Sie drehen hauptsächlich größere Kugeln bis zu 12 cm im Durchmesser aus besonders schönen Marmorfindlingen der Berchtesgadener Bege. Der Almbach rollt solche vom Südhang des Untersberges zu Tal. Vom hohen Göll her bringt der Larosbach schöne Korallenversteinerungen, Lithodendronkalk und Marmorsteine der leuchtend roten Liaschichten, und die Königsseer-Alpe und der Wimbach führen prächtige Stücke der Triaschichten aus dem Gebiet des Wagmann und des Hochalter heran, deren Schiffe dem Achat ähneln und ihm fast ebenbürtig sind. Diese Findlinge werden zu großen Kugeln verarbeitet, auf der Drehbank poliert und zu Briefbeschwerern, Schmuckschalen, Aschenbechern und anderen Gebrauchs- und Biergegenständen geformt. Ihr prächtiges Aussehen macht sie zu viel begehrten Andenken, deren guter Absatz die beinahe schon aufgegebenen Kugelmühlen vielleicht neu belebt.

Friedrich August Alexander Eversmann.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 8. Oktober und seines Todestages am 29. Oktober.

Seinen Namen findet man in fast allen Schriften, die sich mit der Geschichte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets um 1800 beschäftigen. Ist doch seine „Übersicht der Eisen- und Stahl-Erzeugung auf Wasserwerken in den Ländern zwischen Lahn und Lippe“, die im Jahre 1804 bei Mallinckrodt in Dortmund erschien, wohl das erste Werk, das die Eisenindustrie unter Einschluß der weiterverarbeitenden Werke in den genannten Bezirken zusammenfassend behandelte. Und die zu diesem Buche gehörende Karte ist eine der frühesten Industriekarten. Sie umschließt das Gebiet, das zwischen den Städten Wesel, Hamm, Weßlar und Niederlahnstein liegt. Um so mehr muß es wundernehmen, daß man von diesem Manne nichts als seinen Namen kennt. Allenfalls erfährt der Benutzer noch vom Titelblatt des oben genannten Werkes, daß Eversmann „Königlich preussischer Krieges-, Steuer- und Berg- und Fabrikkommissarius“ war. Das ist aber auch alles. Dabei ist sein Leben keineswegs nur am Schreibtisch hinter verstaubten Aktenbündeln dahingegangen. Auch als praktischer Hüttenmann hat er sich in Rußland betätigt und dadurch den Ruhm deutschen Fleißes und deutscher Arbeit im Auslande vergrößert. Und nicht zuletzt war er ein fruchtbarer Schriftsteller, der auch zu technischen Einzelfragen Stellung nahm und sie mit scharfem Geiste durchdrang.

Die Wiege Eversmanns stand in Brachwitz bei Halle a. d. Saale. Hier erblickte er am 8. Oktober 1759 als Sohn eines Kriegs- und Domänenrats das Licht der Welt. Seinen ersten Unterricht erhielt er, der damaligen Gepflogenheit gemäß, im väterlichen Hause. Später besuchte er das Gymnasium und das Pädagogium in Halle und bezog im Jahre 1777 die dortige Universität, um Rechtswissenschaft zu studieren. Seine Liebe zu den Naturwissenschaften und der Technologie veranlaßte ihn jedoch, umzusatteln und sich in Berlin die notwendigen Kenntnisse anzueignen. 1780 begleitete er den Minister von Heinitz auf einer Reise durch Westfalen zur Besichtigung der dortigen Bergwerke. Hier wurde Freiherr vom Stein, der damals Oberberggraf in Westfalen war, auf den jungen Mann aufmerksam. Im folgenden Jahre erhielt Eversmann unter Verleihung des Titels eines Bergkommissars den Auftrag, die märkischen Fabriken zu bereisen, die dortigen Gruben zu befragen und darüber Bericht zu erstatten. Die Berichte, die Eversmann nach Berlin sandte, fanden viel Beifall, und als Folge dieser Anerkennung ist wohl die Reise anzusehen, die er auf Kosten der Regierung im Jahre 1784 durch England und Schottland unternahm zum Studium des Gewerbes- und Fabrikwesens. Bald nachher sehen wir Eversmann als Berggraf beim Bergamt in Wetter in Westfalen und etwas später als Berg-, Kriegs- und Steuerrat sowie Fabrikkommissar der Grafschaft Mark. In dieser Stellung entwickelte er eine fruchtbare Tätigkeit auf allen Gebieten der Technologie. So führte er z. B. die Zinkgewinnung aus Galmey ein, verbesserte das Eisenschmelzen, die Koksgewinnung, die Herstellung und das Bleichen der Leinwand und die Politur der Nähnadeln. Leider unterbrach der unglückliche Krieg von 1806 Eversmanns

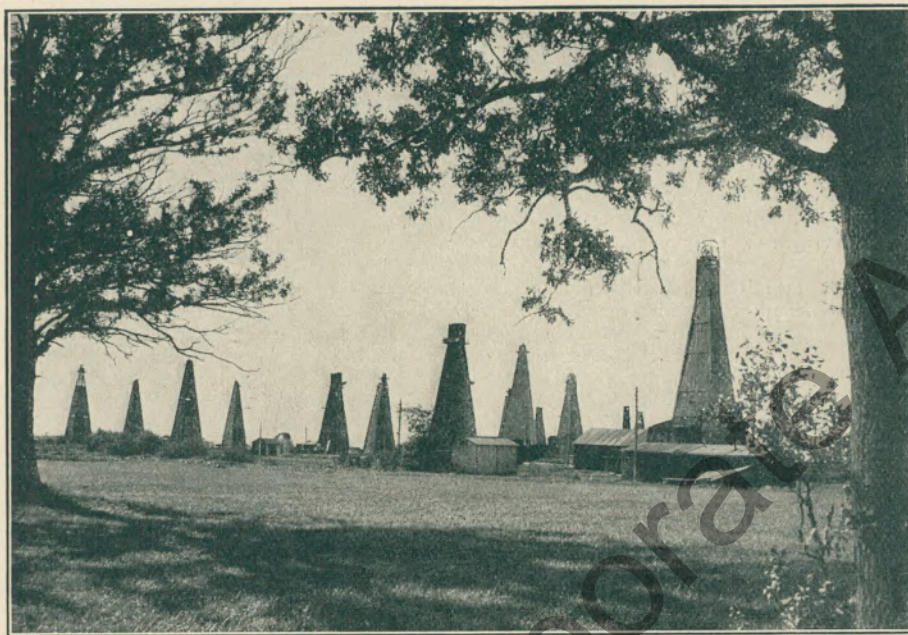
vielseitige Betätigung. Ein Angebot des Grafen Beugnot, in französische Dienste zu treten und den Posten eines Inspecteur général des Manufactures du Grand-Duché de Berg mit hohem Gehalt zu übernehmen, lehnte er ab und folgte einem Rufe nach Rußland, um im Ural eine Schwertfabrik anzulegen. Die Schwierigkeiten, die sich ihm hier in den Weg stellten, waren ungeheuer, aber Eversmann, der in dem damaligen Herrscher Rußlands, dem Kaiser Alexander, einen Förderer besaß, überwand diese in zäher Arbeit, zog deutsche Arbeiter nach Slatoust, dem Standorte des neuen Unternehmens, und baute dieses so schnell aus, daß die jährliche Erzeugung bereits nach zwei Jahren 30 000 Stück Waffen betrug. Nachdem Eversmann das Werk in Gang gebracht hatte, schied er aus russischen Diensten. Für seine erfolgreiche Tätigkeit wurde er zum Oberberggraf mit dem Titel eines Oberbergdirektors ernannt unter Zubilligung einer hohen Pension. Eversmann hatte die Genugtuung, das von ihm gebaute Werk wachsen zu sehen; seine Jahreserzeugung belief sich bei Eversmanns Tode auf etwa 50 000 Stück Waffen.

Eversmann starb am 29. Oktober 1837. Persönlich anspruchslos, war er pflichttreu bis zum äußersten und in der Arbeit zäh und ausdauernd. Er versuchte — soweit es die damalige Erkenntnis gestattete — naturwissenschaftlichen und technischen Erscheinungen auf den Grund zu gehen. Daher haben seine Aufsätze, die er in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, immer eine besondere Note. Als Beispiel hierfür sei auf einen Aufsatz hingewiesen, den Eversmann im dritten Bande von Scherers „Allgemeinen nordischen Annalen der Chemie“ im Jahre 1820 zum Abdruck brachte. Otto Vogel hat in seinen „Anfängen der Metallographie“¹⁾ auf diese Arbeit erneut hingewiesen. Hier spricht Eversmann sicherlich als einer der ersten aus, die polierte und geätzte Oberfläche des Stahls zu dessen Untersuchung heranzuziehen. Dieses in der Metalluntersuchung der heutigen Zeit allgemein angewandte Verfahren hat Eversmann also mehr als vierzig Jahre vor Sorby, der meist als der Vater der Metallographie angesehen wird, wenigstens andeutet.

Neben der eingangs erwähnten „Übersicht der Eisen- und Stahl-Erzeugung“ sei zum Schluß noch auf eine Reisebeschreibung hingewiesen, die Eversmann im Jahre 1792 über eine Reise nach Holland²⁾ herausgab. In diesem Buche offenbart sich Eversmann als der vielseitige Technologe, der mit offenem Auge technische und gewerbliche Neuerungen erfaßt und in klaren Notizen festlegt. Dieses nur wenig bekannte Buch ist für die Geschichte der Technologie von großem Wert und darf ruhig mit den bekannteren Werken dieser Art von Blumhof, Jaus u. a. auf eine Stufe gestellt werden.

¹⁾ Stahl und Eisen 37 (1917) Nr. 51.

²⁾ Technologische Bemerkungen auf einer Reise nach Holland. Freyberg und Annaberg 1792.



Erdölbohrtürme bei Nienhagen (Hannover).

Die Gewerkschaft Elverath (Hannover) hat in ihrem Felde bei Nienhagen eine neue sehr bedeutende Erdölsonde erschlossen. Das Bohrloch speit täglich etwa 40 t Öl ab. Das neue Bohrloch konnte selbst nicht photographiert werden, da das Gelände zur Zeit streng abgesperrt ist.

Deutsches Erdöl. — Ein eiserner Maulwurf legt seine Laufwege mit selbstgefertigten Stahlrohren aus. Der Siegeszug der Maschine in der Landwirtschaft. — Rangierbetrieb im Windschatten.

Die deutsche Erdölindustrie, die übrigens älter ist als die amerikanische (erste Bohrung Wiehe 1859), wenn auch viel weniger erfolgreich, hat im vergangenen Monat durch einige sehr ertragreiche Bohrungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon mit der Interessennahme amerikanischer Gesellschaften an der hannoverschen Erdölindustrie wurde die Frage erörtert, ob Tatsachen vorliegen, die ein günstigeres Urteil über die früher für unbedeutend gehaltenen Erdölvorkommen Hannovers rechtfertigen. Antwort darauf kann nur die Geologie geben; das ist ihr nicht leicht gemacht, weil die Schichten, in denen sich das Erdöl gebildet hat, in der Norddeutschen Tiefebene von jüngeren Schichten bis zu 2000 Meter Mächtigkeit überlagert worden sind. Man weiß aber, daß in der Kreidezeit diese Tiefebene das sogenannte Wealdonmeer bildete, das allmählich in der Richtung zur Ostsee zurückwich, und man nimmt an, daß in diesen sich verschiebenden Küstenstrichen sich das Erdöl bildete, ähnlich wie in Mittel- und Nordamerika um das Karibische Meer. Das würde im Gegensatz zu den älteren Anschauungen bedeuten, daß die Öle nicht an die Salzstöcke gebunden, sondern flächenhaft über weite Strecken verteilt sein müßten. Die Salzstöcke, Aufwölbungen der nachgiebigen Salzschichten bei tektonischen Verschiebungen, erleichtern nur die Anreicherung des Erdöls und sein Aufsteigen in größere Nähe der Erdoberfläche. Die Erfolge der neuen Bohrungen sind nun in der Tat darauf zurückzuführen, daß man den neueren Anschauungen entsprechend bis zu Tiefen von 800 Meter und mehr bohrte, was man früher für ganz aussichtslos hielt. Damit erscheinen die Hoffnungen auf eine erhebliche Steigerung der Erdölgewinnung nicht mehr unberechtigt. Man rechnet für 1930 bereits mit einer Verdoppelung der Produktion von 100 000 auf 200 000 Tonnen. Bis zur Unabhängigkeit von der Einfuhr ausländischer Öle — ein in diesem Zusammenhang oft erwähntes Schlagwort — reicht das aber noch lange nicht, die deutsche Einfuhr beläuft sich zur Zeit auf weit über zwei Millionen Tonnen Erdölprodukte.

Schon vor einigen Monaten wurde hier der Maulwurfspflug erwähnt, der Dränagierohre aus Ton in das zu entwässernde Land ohne Aufgrabung einzieht. Nun ist neuerdings ein Maulwurfspflug geschaffen worden, der sogar noch die Dränröhren herstellt, bevor er sie in den Boden in der gleichen Weise einzieht. Das Rohr wird in diesem Falle allerdings aus einem Stahlblech zusammengebogen ohne Falz usw. Es fehlen jedoch

noch Erfahrungen über die Bewährung dieser Neuerung. Gegenüber den kurzen Ton-Dränrohren kann das ununterbrochene Rohr wohl Vorteile bieten. Das Wasser dringt durch die an der Unterseite liegende offene „Rohrnaht“ in das Dränrohr. Durch Verwendung von gekupferten Stahl, die nach den Arbeiten der Vereinigten Stahlwerke eine erheblich größere Witterungsbeständigkeit haben, erhofft man eine ausreichende Haltbarkeit.

Bemerkenswert ist vor allem die Schnelligkeit, mit der es der deutschen Technik gelingt, den Wünschen der Landwirtschaftstechnik gerecht zu werden. Innerhalb eines Jahres werden zwei maschinelle Dränagungsverfahren bekannt! In den letzten Wochen sind auch Versuchsergebnisse einer neuartigen Maschine bekannt geworden, mit der die jungen Getreidepflänzchen tiefer in den Boden gedrückt und dann wieder angehäufelt werden sollen. Es ist dies die Auswertung einer Anregung, die wir eigentlich der chinesischen Landwirtschaft verdanken. In China, wo die Arbeitskraft ja billig ist, werden die jungen Getreidepflänzchen umgepflanzt, sie bilden dann kräftige Tiefenwurzeln und viele Halme aus. Also höhere Erträge und größere Widerstandsfähigkeit gegen Trockenheit. Die Umpflanzungsversuche sind in Deutschland bisher nicht sehr aussichtsreich verlaufen. Dagegen sollen die oben erwähnten Maschinen erhebliche Ertragssteigerungen ergeben haben.

Auf dem Verschiebebahnhof Magdeburg-Rothensee hat man, um die Behinderung des Rangiergeschäfts durch starken Wind auszuschließen, rund, fünf Meter hohe, in ihrer oberen Begrenzung absichtlich unregelmäßige Windzäune errichtet. Der Wind wird dadurch so gebrochen, daß man selbst bei Windstärke 7 bis 8 den Rangierbetrieb ohne Störung fortführen kann, was sonst erhebliche Schwierigkeiten verursachen würde. Zu erklären ist die Erscheinung aus Wirbelbildungen der Luftströmung an dem Zaun. Neuerdings versucht man aus der Tatsache auch Vorteil zu ziehen für den Bau von Windsichtern usw.; an sich kann sie natürlich bei allen Strömungserscheinungen ausgenutzt werden, z. B. auch im Wasserbau. Nur ebene Flächen den Zäune haben übrigens die erwähnte Wirkung. Bei Zäunen mit runden Latten bleibt die Wirbelbildung aus. Besondere Wirkung kann man dadurch erzielen, daß man Latten verwendet, die auf der einen Seite halbrund, auf der anderen Seite eben sind. Dann kann man die Strömung in der einen Richtung viel stärker hemmen als in der anderen.

Sultor.

Von Schelmen, Abenteurern und Hochstaplern.

Von Dr. Karl Fuß.

Josef Windler, „Der tolle Bomberg“. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. Zw. 7,50 RM. — Wilhelm Schäfer, „Der Hauptmann von Köpenick“. München: Georg Müller, Verlag. Zw. 8 RM. — Lion Feuchtwanger, „Jud Süß“. München: Dreimastenv Verlag. Zw. 8,50 RM. — Wilhelm Schuffen, „Winzeng Faulhaber“. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. (Im Verlag vergriffen, jetzt in der Deutschen Buchgemeinschaft.) — Johan Bojer, „Der Mann mit den Masken“. München: E. S. Beck, Verlag. Zw. 5,80 RM. — Robert Neumann, „Hochstaplernovelle“. Stuttgart: Engelhorn-Verlag. Rarit. 4 RM., Zw. 5,80 RM.

Geschichten von Schelmen und Abenteurern hat es gegeben, solange es eine Literatur gibt — hier ist so recht das Lummelfeld für den Volkshumor, der unsterbliche Gestalten und Typen geschaffen hat. Wenn beispielsweise auch heute noch immer wieder neue Anekdoten über Lünnes und Schäl entstehen — niemand weiß recht woher und wieso —, so ist das ein Überbleibsel der schweifenden Phantasie der Volksseele, die solche und ähnliche Figuren aus sich heraus schuf. Oft haben sich dann die Dichter dieser Volksgehaltan bemächtigt, haben den vorhandenen Stoff geformt und gestaltet (was natürlich nichts gegen die Originalität dieser Dichter ausagt).

Früh blühte der „Schelmenroman“ im mittelalterlichen Spanien. Der „Lazarillo de Tormes“ (einst anonym erschienen und meist Diego Hurtado de Mendoza zugeschrieben) ist heute noch lesenswert, und des großen Cervantes „Don Quichotte“ ist in die Weltliteratur eingegangen als ein Werk des großen Welthumors; als Satire gegen die einsältig-schwülstigen Ritterromane gedacht, ist die Figur des Quichotte unter den Händen eines Genies zu einem Menschheitssymbol geworden. Jeder von uns ist in einem Winkel seines Herzens ein Don Quichotte, der gegen Windmühlen kämpft (heutzutage meist auf „...ismus“ endigend!), sich in Ideen und Ideologien verrennt, und jeder von uns hat auch etwas von Sancho Panza an und in sich. In „Don Quichotte“ ist der „Schelmen“-Roman zur großen menschlichen Tragikomödie geworden.

Das deutsche Schrifttum weist ähnliche Werke in alter und neuer Zeit auf. Die bedeutendste Schöpfung dieser Art ist wohl Grimmselshausens „Simplicius Simplicissimus“. Und die Gestalten des Lill Eulenspiegel und des Lügenbarons Münchhausen sind gleichfalls ins Allgemeingültige emporgewachsen. Ersterer lebt außer in den zahlreichen anonymen Einzelgeschichten vor allem in des Glamen Charles de Coster prächtigem Buch fort, das diese Schelmenfigur in die Weltgeschichte hineinstellt. Münchhausens Abenteuer hat Gottfried August Bürger gestaltet.

Josef Windler hat neuerdings in seinem bekannten „Tollen Bomberg“ bewußt diese alte Tradition aufgenommen. (Das Buch ist teilweise auch wegen einiger Derbheiten angegriffen worden — zu Unrecht, will mir scheinen: wer als Künstler das Leben spiegeln und deuten will, muß es ganz tun, und „handfeste“ Episoden wie im „Bomberg“ sind wahrlich der Erotik mancher Salonliteraten vorzuziehen!) Es ist bekannt, daß auch Windler die Gestalt des westfälischen Barons nicht aus freier Phantasie schuf, sondern nach lebendem Modell. Der „tolle Bomberg“ (sprich: Romberg) lebte vor einigen Menschenaltern, und seine Streiche waren das Entsetzen und das Entzücken seiner Mitwelt. Und wer genauer zusieht, der wird auch — Windler hat dies verhalten, aber dem Hellhörigen merkt man genug angedeutet — die leise Tragik dieses Lebens nachempfinden, dessen überschäumende Fülle und Kraft sich in den engen Verhältnissen seiner Umgebung und seines Standes fast zwangsläufig in solchen Schelmenstücken entladen mußte. Und eben hierin liegt der tiefere Wert des Buches, das wahrlich mehr ist als eine Sammlung lustiger Anekdoten. — Ähnliches gilt übrigens auch von Windlers anderem Werk, „Doktor Eisenbart“, das an dieser Stelle bereits besprochen wurde (s. „Das Werk“, April 1929).

Wilhelm Schäfer hat die Figur des „Hauptmanns von Köpenick“ in seinem letzten Buch aufgegriffen. Die ganze Welt hat einst über den „Geniestreich“ des Schusters und Buchthäuslers Wilhelm Voigt gelacht — Schäfer packt an den Wurzeln an, er gestaltet aus dem Stoff nicht etwa nur eine Novelle mit dem Hintergrunde der wirklichen Begebenheit, also nicht nur eine „Anekdote“ im Schäferschen Sinne, sondern er erzählt das ganze Leben Wilhelm Voigts, in seiner schlichten, unpathetischen und doch eindrucksvollen Sprache: die armselige Jugend in Lilsit unter unguten Familienverhältnissen, Drang ins Weite, Leichtsinns, der zu Urkundenfälschung führte, 12 Jahre Buchthaus, einige Jahre karges Glück in Jassy und Riga, eine Dummheit, die ihn wieder ins Gefängnis bringt, dann nochmals 15 Jahre Buchthaus wegen Einbruchs. „Ihm war bestimmt, immer wieder in die Schlingen seiner eigenen Natur zu geraten.“ Ein schlechter Mensch, eine Verbrechernatur war dieser Wilhelm Voigt bestimmt nicht, und die harten Strafen scheinen in keinem rechten Verhältnis zu seinen Taten zu stehen. Immer wieder, wenn er Antäufte zu ruhiger bürgerlicher Arbeit nimmt, wirft ihm der Zufall oder die Polizei Knäppel zwischen die Beine und drängt ihn wieder auf Abwege. Freilich scheint mir andererseits der Dichter seinen Helden allzusehr als Opfer juristischer

Bürokratie hinzustellen, als Opfer der „Verhältnisse“. — Daß Schäfer sich den „Hauptmann von Köpenick“ zur Gestaltung erkoren hat, nach Zwingli und Pestalozzi und Stauffer-Bern, das zeugt von der Spannweite seines dichterischen Ingeniums und seiner volksnahen Art.

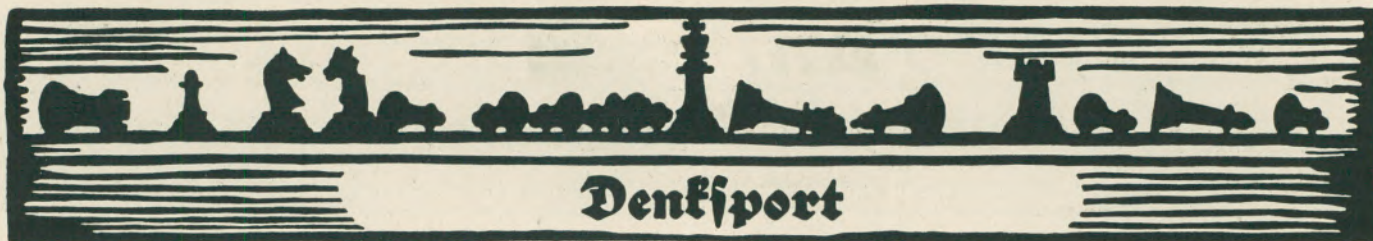
Ein historischer Abenteurer war „Jud Süß“, den Lion Feuchtwanger zum Vorbild eines umfangreichen Romans macht. Wie kennen alle die Novelle von Wilhelm Hauff, den die Geschichte des Juden Süß Oppenheimer, des Finanzdirektors unter Herzog Karl Alexander von Württemberg, gleichfalls zur Gestaltung gelockt hatte. Feuchtwangers Roman verrät ein gründliches Quellenstudium und vertieft zweifellos den Stoff sehr, indem Süßens trauriges Ende am Galgen als halb freiwillig dargestellt wird, als Abschluß einer Selbstläuterung. Kurz: das Ganze ist eine Art Glorifizierung oder zumindest Ehrenerrettung dieses sicherlich in mancher Beziehung imponierenden Fürstengünstlings, folgerichtig und bezwingend durchgeführt. Der Stil ist durchaus „modern“, wie denn überhaupt die ganze Anlage und Durchführung des Romans nichts mit dem „historischen Roman“ der alten Schule gemein hat. Einige Geziertheiten der Sprache stören (so das ständig wiederholte „sehr“ bei Adjektiven — „die sehr weißen Hände“ u. ä.). Reisen und kritischen Lesern sei der Roman empfohlen.

Nicht Nachgestaltung eines tatsächlichen Lebens, sondern ein Werk freier Phantasie ist des Schwaben Wilhelm Schuffen Schelmenroman „Winzeng Faulhaber“. Es ist die Geschichte eines oberbayerischen Bauernburschen, der aus Abenteuerdrang heraus der Dorf- und Moorheimat den Rücken kehrt, das Leben gründlich von allen Seiten, auch nicht eben sehr ehrenhaften, sich ansieht, lustige und leidige Abenteuer durchpurgelt, in Literatur und Ästhetik und Genuß macht, reist und sich in die Waldesamkeit zurückzieht — bis er schließlich arm, aber klaren Kopfes und geläuterten Herzens, aus dem Weltleben wieder in die Heimat einkehrt. — Das anspruchslose und doch nicht untiefe Werk eines klugen Poeten spricht an in der Buntheit und Fülle der Erlebnisse, dem ungeschlachten, mitunter etwas krakeeligen Humor, wozu auch die nonchalante Technik der Darstellung paßt.

Ein skandinavisches Gegenstück dazu ist Johan Bojers „Der Mann mit den Masken“ — auch eine Art Schelmenroman von bemerkenswertem psychologischen Tiefgang. Der Held, eine Spielart von Peer Gynt, ist ein Abenteurer von Geist und Blut, dem von Jugend auf die Phantasie durchgeht, der eine unwiderstehliche Neigung hat, fremde Schicksale an sich zu reißen, indem er sozusagen in ihre Träger hineinschlüpft. Er begeht einen verwegenen Bankraub, indem er einen Kassenboten mimt, er ist Hochstapler von Veranlagung, er erringt sich in fremder Gestalt die Liebe einer Frau, hingerissen von Reiz und Gefahr wechselnder Abenteuer. Er ist tagsüber ein wucherischer Pfandleiher, abends ein Arbeiterführer; er inszeniert gegen den Pfandleiher, d. h. gegen sich selbst, einen Sturm der ausgebeuteten Armen, erwürgt sozusagen den Pfandleiher in sich, als er diesen Teil seines Selbst haßt. Und man erwartet schließlich zuletzt doch seine Läuterung unter dem Einfluß der einst geliebten Frau, die um ihn als einen Toten trauert, indes er einen Sommer lang als Knecht auf ihrem Hof arbeitet. — Bojer, der uns vor Jahren den „Lofot-Fischern“ ein Werk von Bedeutung schenkte*, bewährt sich auch in dem hier angezeigten Buche als geistvoller Kopf, warmherziger Mensch und Erzähler von Format.

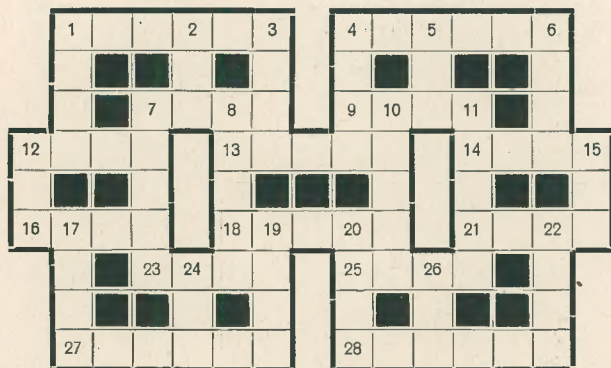
Zum Schluß noch die „Hochstaplernovelle“ von Robert Neumann. In ihr wird uns ein gewandter und eigentlich gar nicht so unsympathischer Vertreter des internationalen Hochstaplerlums vorgestellt. Als Lord Chesterton gelangt er auf der Flucht vor Venedigs Polizei auf eine dalmatinische Insel und sucht hier nach Opfern. Dabei passiert ihm das Mißgeschick, sich in eine fabelhafte Fürstin Baleara aus Bukarest zu verlieben, sich ausnahmsweise einmal mehr für die Reize als den Schmuck der Dame zu interessieren! Sehr peinlich dann die Entdeckung, daß er selbst einem Hochstaplerpaar, eben der Fürstin und ihrem „Gatten“, ins GARN gegangen! Ganz köstlich das Zusammentreffen der beiden feudalen Gauner, die nun gemeinsame Sache machen. — Neumann erzählt spritzig, launig und sozusagen „kongenial“ frech. Und selbst über dieser amüsanten Affäre schwebt der Hauch einer leisen Tragikomik, denn auch die „Fürstin“ liebte den „Lord“. Aber was ein gewiegter Hochstapler ist, darf keine Gefühle kennen, sondern nur „Geschäft“....

*Vgl. die Auszüge im „Werk“ 1929.



Kreuzworträtsel.

Von Peter Frenzen, Nürnberg.



Es bedeuten:

Senkrecht: 1. Alldentscher Held. 2. Persönliche Bezeichnung. 3. Römischer Kaiser. 4. Damm. 5. Monat. 6. Abfluß des Ladogasees. 7. Das Durcheinander. 8. Auszeichnung. 10. Schiffsgerät. 11. Gebirgslandschaft. 12. Fluß. 15. Schiffstechnische Bezeichnung. 17. Englisches Gebiet im Orient. 19. Götzenbild. 20. Reformator. 22. Mythischer König. 24. Spielkarte. 26. Glied.

Waagerecht: 1. Asiatisches Land. 4. Personifizierter Reichtum. 7. Ein Teil der Kirche. 9. Der nicht zum Klerus Gehörige. 12. Biblische Gestalt. 13. Französische Stadt. 14. Nebenfluß der Donau. 16. Südliches Gestade. 18. Baum. 21. Mädchenname. 23. Baumaterial. 25. Grenzgebirge. 27. Römischer Titel. 28. Jahreszeit.

Spiel mit Buchstaben.

1. Verbrecher - b. 2. Kamerad. 3. Haustier. 4. Wertloser Kram - an. 5. Weibliches Kleidungsstück - m. 6. Farbe - f. 7. Schmuckstück - ri. 8. Mädchenname - m. 9. Teil der Lampe - do. 10. Besitzer einer Schankstube - t. 11. Teil des Theaterstücks - a. 12. Europäische Hauptstadt - n. 13. Blutgefäß - a. 14. Verbindung zwischen zwei Orten - g. 15. Wacholderschnaps - g. 16. Baumfrucht - f. 17. Dicke Mehlsuppe - b. 18. Fluß in Ägypten - il. 19. Mädchenname - r. 20. Zahl - a.

Man suche die Wörter und ziehe die jeweils verlangten Buchstaben von ihnen ab. Die Wörter und Wortteile ergeben alsdann im Zusammenhang gelesen, ein Sprichwort.

Der Alchimist.

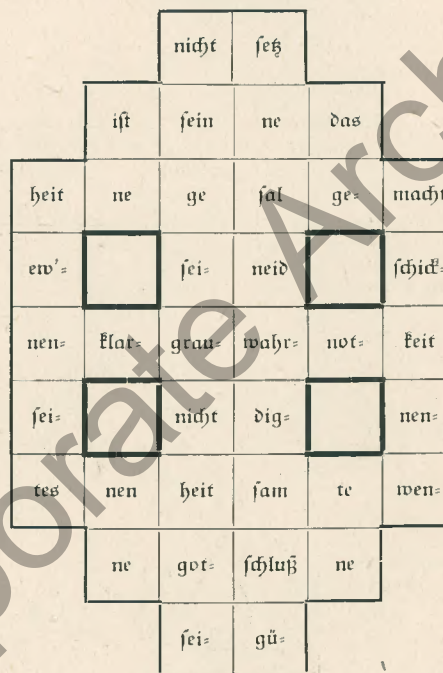
Es lebte einmal ein Alchimist,
Der verstand, die Stoffe so zu behandeln,
Daß er beispielsweise in kurzer Zeit
Einen Stein konnte in Gold verwandeln.

Zu diesem Zwecke nahm der Mann
Einen möglichst großen, schweren Stein
Und änderte ein Zeichen daran:
Da wurden es Äcker und Länderei'n.

Und abermals änderte er ein Zeichen,
Da wurden aus dem früheren Steine,
Als ein Buchstabe mußte dem anderen weichen,
Schon Münzen und mancherlei Kassenscheine.

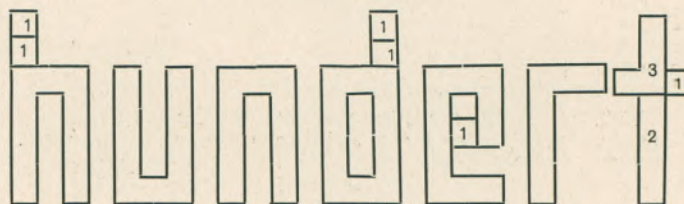
So nahe dem Ziel, ging der Alte noch weiter,
Er sah, das Glück war ihm wirklich hold:
Er änderte wieder ein Zeichen, und heiter
Blinke wirklich vor ihm ein Klumpen Gold!

Rösselsprung.



Lösungen aus dem Septemberheft.

Zerlegaufgabe.



Karrierätsel.

1. Uhu. 2. Udet. 3. Sudan. 4. Onu. 5. Ser. 6. Star. 7. Tunis. 8. Sir. 9. China. 10. Dawes. 11. Riff. 12. Ems. 13. Efen.

Erfahrung ist die Mutter der Wissenschaft.

Silberrätsel.

Como	Malaga	Ypern
Hegel	Borkum	Lemberg
Rundlauf	Einbaum	Vesbia
Oleander	Rosita	Wandelftern
Chrom — Beryll — Wolfram — Mangan		

Rösselsprung.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut.
Wo Glück und Segen soll gedeihn,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenstedt.

Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im verrauschten Monat eingeschauenen Grollwörter

Mister Pitter besucht mit seiner Frau die Autofabrik von Ford. Sie werden in den Hauptmaschinenfaal geführt.

Mistress Pitter gibt ihrer unverhohlenen Begeisterung über das grandiose Schauspiel beredten Ausdruck.

Nachdem sie zwanzig Minuten lang gesprochen hat, nimmt Henry Ford, der die Familie höchstpersönlich herumgeführt hat, einen Lautsprecher, setzt ihn an den Mund und spricht in Mistress Pitters rechtes Ohr:

„Wenn Sie die Güte haben würden, mal einen Augenblick zu schweigen, so könnten wir das ungeheure Losen des Maschinenfaales hören...!“

(Die Woche.)

„Früher hast du mir einmal das Kinn gestreichelt“, jammert Frau Traatsch, „jetzt tußt du es niemals mehr?“

„Damals hast du auch nur eins gehabt“, erwidert gelassen Traatsch.

(Die Woche.)

„Guten Tag, wie geht es denn Ihrem Mann, den habe ich ja schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.“

„Der konnte nicht vom Hofe weg. Das Rindvieh hatte die Maul- und Klauenfeuche.“

„Das tut mir aber leid. Na, hoffentlich ist er jetzt wieder ganz hergestellt.“

(Das Illustrierte Blatt.)

„Haben Sie leere Flaschen zu verkaufen?“

„Nein“, sagte der Portier, „aber vielleicht gehen Sie mal drei Treppen rauf zu Hansen, dessen Frau kommt morgen von der Sommerreise zurück!“

(Wochenschau.)

„Haben Sie darauf geachtet, wie meine Stimme gestern Abend den Saal füllte?“

„Ja, ich habe sogar gesehen, wie ein Teil des Publikums ihr Platz gemacht hat.“

(Berliner Illustrierte.)

„Hilfe, Hilfe, ich ertrinke!“ schreit einer, der ins Wasser gefallen ist.

Der Mann am Ufer sagt: „Ja, das dud mir ja furchdbar leid, aber sähnse, ich gannse nämlich ooch nich schwimmen. Aber wenn Sie mir Ihren lebsten Willen diggdiern wollen, schdenografiern gann ich nämlich.“

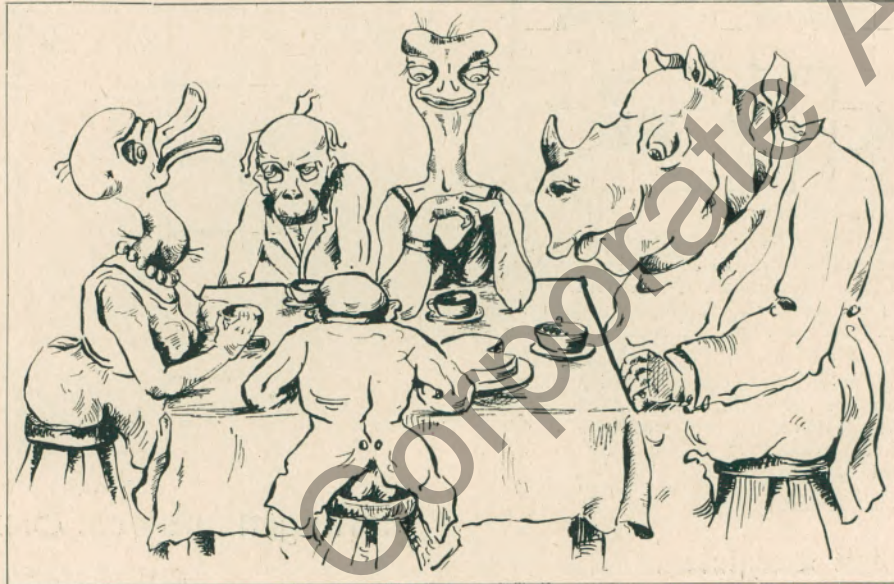
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Im Tran.

J. Pegel besteigt nach einem ausgebreiteten Frühschoppen stark angeheitert die Straßenbahn. Im Wageninnern macht ihm ein kleines Mädchen Platz. Noch gerade fähig, sich zu bedanken, sagt er zu der Kleinen: „Du bist aber — hupp — ein braves Mädchen — hupp —! Wie heißt du denn — hupp —?“

„Frieda Pegel, Papa!“ sagt das Mädchen.

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)



Kaffeeeklatsch.

Zeichnung von Anneliese Wagner.

„Mini ist zu Besuch auf dem Gut des Onkels, der eine große Geflügelzucht hat. Natürlich ist Mini von den vielen Hühnern begeistert. Plötzlich ruft sie, als sie einen Ring am Fuß einer Henne entdeckt, ganz aufgeregt: „Onkel, Onkel, sieh doch nur! Das Huhn ist ja verheiratet!“

(Münchener Illustrierte Presse.)

Lehrerin: „Jetzt hab ich euch also an Hand von Beispielen erklärt, was ‚Verantwortung‘ bedeutet. Kann mir nun einer selbst ein neues Beispiel geben?“

Mar: „Ja, Frollein! Alle meine Hosenkнопfe bis auf einen sind mir abgegangen. Nun trägt dieser eine Knopf die ganze Verantwortung!“

(Berliner Illustrierte.)

Ich bin während der Messezeit auf Besuch in Leipzig.

Fahre unschuldigerweise Straßenbahn.

Der Führer kraucht mit bösem Gesicht um mich herum.

Endlich zwinkert er mich an und fragt: „Saachen Se mal, mei Herrchen, ham Se denn eichendlich schon bezahlt?“

Ich hole, bebend vor schweigender Entrüstung, meinen Fahrschein hervor. Er studiert ihn aufmerksam und bemerkt dann: „Gomisch! Sie ham doch bezahlt! Ich wär' Jhn'n mal was saachen: Denn dürfen Se aber ooch nich soon Gesichde machen, als ob Se noch nich bezahlt hadden!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Lilly: „Tante, du kommst ja selber, ich dachte, dein Kamel kommt.“

Tante: „Mein Kamel?“

Lilly: „Ja, Papa sagte gestern: morgen kommt wieder das Kamel von Tante!“

(Berliner Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbesandt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.